Aus dem Leben des Markgrafen Georg Friedrich ...

Karl Friedrich Ledderhose


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Aus dem Leben

des

Markgrafen Georg Friedrich von Baden

von

Karl Friedrich Ledderhose.

Mit dem Bildniß und Facsimile des Markgrafen.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1890.

Zum Besten der innern Mission.

Vorwort.

Aus dem Stammbaume der Zähringer sind gar manche herrliche Zweige hervorgegangen. Einer der köstlichsten ist der Markgraf Georg Friedrich von Baden, an dessen Leben diese Blätter erinnern sollen. Gerade das Leben dieses Fürsten ist bisher in einem besonderen Buche noch nicht behandelt worden. Ich habe es trotz meines hohen Alters unternommen, diesen Gedanken weiter auszuführen, nachdem ich bereits in dem großen Werke „Allgemeine deutsche Biographie" eine ziemlich ausführliche Lebensskizze gegeben habe. Der Mann, welcher in mir zuerst den Gedanken angeregt hat, ist der selige Markgraf Wilhelm von Baden, dieser geistvolle, echt christliche Fürst, Feldherr und Staatsmann. Er hat mir eine prachtvolle Dose mit dem Bilde Georg Friedrichs auf dem Deckel hinterlassen, nach welchem das Bild des Fürsten gearbeitet ist, welches diesem Buch voransteht, ohne Zweifel als Mahnung an mich, das Buch zu vollenden. Auch hat er meine einfachen Biographien gerne gelesen und gewiß gewünscht, daß in diesem Sinn und in meiner Art und Weise das Leben des Georg Friedrich für das Volk behandelt werde. Schon vor Jahren habe ich daran gearbeitet. Zu einer gründlichen ausführlichen Arbeit hätte man eine Reihe von Archiven durchstöbern müssen. Das wäre mir unmöglich gewesen.

Daß mir Herr Archivdirector Dr. von Weech eine Reihe quellenmäßiger Bücher angedeutet hat, dafür bin ich ihm dankbar.

Es war mir besonders darum zu thun, den edlen Fürsten nach seiner inneren Seite zu schildern. Darin mag ich vielleicht manchem Leser zu viel gethan haben. Georg Friedrich war ein von Herzen gläubiger Lutheraner, aber auch mit einem weiten Herzen für den reformirten Kurfürsten von der Pfalz, sonst hätte er sich nicht mit ihm zur Union verbunden und daran festgehalten.

Sehr erwünscht kam mir die Schrift von Stadtpfarrer Brombacher von Pforzheim: „Der Tod der Vierhundert Pforzheimer bei Wimpfen, nicht eine Sage, sondern eine Thatsache". Er weist die Kritik derer, wie ich glaube, gründlich zurück, welche dies herrliche Ereigniß der Geschichte auslöschen wollen.

Es war mir ein herzliches Bedürfniß, am Schlusse meines Lebens gerade die Biographie dieses mir schon lange sehr theuer gewordenen Fürsten vollenden zu können, und ich denke, daß man meinem Buche die Liebe abspürt, mit welcher ich es verfaßt habe.

Daß dem Missionsvereine aus dem Buche eine erkleckliche Gabe zufließe, ist mein herzlicher Wunsch.

L.

Inhalt.

1.

Aus Georg Friedrichs Jugend.

Der Markgraf Karl II. aus der Baden-Durlachischen Linie zählt mit Recht zu den Fürsten, welche ihren Unterthanen zum Segen gesetzt waren. Er ists ja, der mit Energie die Reformation im Sommer 1556 in seinen ihm von Gott anvertrauten Landen eingeführt und durchgeführt hat. Die Erzählung dieses vom Herrn der Kirche gewollten und reich gesegneten Werkes gehört nicht hieher. Betrachten wir blos sein Privatleben in der Karlsburg zu Durlach, so treten uns seine Christentugenden und der fromme Wandel in seiner Familie gar wohlthuend entgegen. Man nannte ihn schon in seiner Jugend einen Heiligen. Was es für eine Heiligkeit war, die sich in seinem fürstlichen Familienkreise dargestellt hat, davon wird das Beste in den Büchern des Lebens stehen. Die zwei Kinder seiner ersten Ehe starben schon in ihrer Jugend. Er trat im Jahr 1558 zum zweiten Male in den heiligen Ehestand. Aus dem Hause der Pfalzgrafen von Veldenz hatte er sich seine Gemahlin Anna gewählt. Das war wirklich ein Kleinod unter den Fürstinnen ihrer Zeit. Wie sich ein Mensch zu Gott und seinem Worte stellt, das gibt den allein richtigen Maßstab der Beurtheilung über ihn ab. Ihr Lieblingsspruch stand Psalm 73, 25. 26: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“ Damit sie dieses tiefsinnige Gebet ja nicht vergesse, ließ sie es noch in gesunden Tagen in ihr Bett

eingraben. Sie lebte nach dem Tode ihres Gemahls im Schlosse zu Graben. Wenn man jetzt von diesem Schlosse auch keine Spur mehr sieht, so sind uns doch köstliche Spuren des gottseligen Wandels der fürstlichen Schloßbewohnerin erhalten, an denen wir uns erfreuen dürfen. Nicht leicht konnte sie Etwas von Anhörung des göttlichen Wortes abhalten. Es kam sogar vor, daß sie sich bei Leibesschwachheit in die Kirche tragen ließ. Waren die Schmerzen zu groß, so mußte ihr Bett in ein Zimmer so gestellt werden, daß sie die Predigt gut hören konnte. Weil ihre Augen in späterer Zeit schwach wurden, hielt sie sich einen eigenen Diener, der ihr die Bibel vorlesen mußte. Von solcher fortwährenden Beschäftigung mit Gottes Wort kam es denn auch, daß sie die Psalmen und das neue Testament fast ganz auswendig wußte. Auf ihrem letzten Lager wollte man ihr Hoffnung auf ein längeres Leben machen, da lächelte sie und äußerte ihre Freudigkeit, aus dem Kerker ihres Leibes wandern zu dürfen. Sie sei zwar, sagte sie, mit zeitlichem Gute und fürstlichem Reichthum von Gott gesegnet, doch wünsche sie, allein das ewige, himmlische Schloß und die edle Perle des ewigen Lebens bald zu erlangen. Sie war eine Mutter der Armen, und vertriebene Diener der Kirche nnd der Schule fanden an ihr eine mildthätige Helferin. In ihrem Schlosse hielt sie eine treffliche Apotheke, und diese stand den armen Kranken unentgeltlich zu Gebote. Sie paßte ganz zu ihrem Gemahl, denn der Markgraf Karl war ein Vater seiner Unterthanen. Und in seinem Hause wandelte er als ein treuer Ehegatte und guter Vater. Die Erziehung seiner Kinder lag ihm sehr am Herzen, er überwachte deßhalb auch ihren Umgang mit den Leuten am Hofe. Es war ein schönes Häuflein von Prinzen und Prinzessinnen, welche sich dort in der Karlsburg unter den Augen ihrer lieben Eltern entwickelten. Wir haben schon gesagt, daß die zwei Kinder aus erster Ehe frühe starben. Seine zweite Gemahlin erfreute ihn mit drei Prinzen und drei Prinzessinnen. Einer dieser drei Söhne ist eben unser Georg Friedrich. Er war ein Spätling der Ehe. Noch im Jahr 1573 kam er am 30. Januar, nach andern Angaben am 10. Januar in der Karlsburg zur Welt. Für die Gemahlin Anna, sowie für das ganze Land war es ein großer Schmerz, daß Markgraf Karl schon vier Jahre nach diesem frohen Ereig-

nisse, nämlich am 23. März 1577, das Zeitliche gesegnen mußte und in die Gruft der Schloßkirche von Pforzheim wanderte. Am tiefsten hatten diesen Todesfall die fürstlichen Kinder zu empfinden.

Markgraf Karl hatte durch ein Testament für die Zukunft seiner Kinder gesorgt. Er setzte seine Söhne zu gemeinschaftlichen Erben seiner Lande ein, verbot aber alle Veräußerung und Theilung derselben. Die drei Brüder sollten einmal das Land gemeinschaftlich regieren. Dieser Gedanke war von einem väterlichen Herzen, welches den Söhnen gleiche Rechte wünschte, eingegeben, aber praktisch war er durchaus nicht. Denn man konnte kaum erwarten, daß drei Brüder in Einigkeit des Geistes das Regiment führen würden, besonders wenn man die Entwicklung des Charakters dieser drei Prinzen in nachfolgender Zeit sich vergegenwärtigt. Zugleich hatte Karl für die Zeit der Minderjährigkeit seiner Prinzen Anordnungen getroffen. Seine Gemahlin Anna, die wackere Christin, sowie sein Tochtermann, der Herzog Ludwig von Württemberg, der Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg waren von ihm zu Vormündern seiner Kinder ernannt. Dieses Testament suchte alsbald nach dem Heimgange ihres Gemahls die Markgräfin auszuführen. Schon im Mai machte sie den Inhalt desselben den betreffenden Fürsten bekannt und bat sie, die Vormundschaft anzutreten. Dieselben schickten auch wirklich ihre Räthe nach Durlach, Herzog Ludwig kam selber. Das Testament hatte in der Person des Hans von Landschad den Statthalter der badischen Lande bezeichnet. Ohne Zweifel war er ein Nachkomme des edlen Ritters und Reformationsfreundes Hans von Landschad, welcher, wie er selbst sagte, „sich des Papstthums entschlug und Luthers Lehre für christlich erkannte“. Derselbe wohnte auf der vorderen Steinacher Burg, Schwalbenneſt genannt, bei Neckarsteinach. Der neue Statthalter führte gewiß nicht blos den Titel, sondern hatte auch den rechten Sinn, sonst hätte ihn Markgraf Karl nicht zu dieser wichtigen Stelle auserſehen. Unter Karls Räthen verdient noch ein Mann genannt zu werden, der Kanzler Martin Achtſynit, welcher in der Reformation der badischen Lande eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Sein Vater stammte aus Mähren und kam als Professor der Rechte nach Freiburg

im Breisgau. Martins Erziehung wurde durch Feinde der Reformation geleitet. Trotzdem öffnete er sein Herz der Wahrheit, wie sie durch die Reformatoren wieder unter dem Scheffel hervorgezogen und auf den Leuchter gestellt worden war. Der Statthalter mit seinen Räthen durfte in bedeutenden Angelegenheiten nichts ohne die Genehmigung der Vormünder vornehmen. Weil das Testament des Vaters Anordnungen in Betreff seiner Kinder enthielt, so suchte die Vormundschaft auch nicht die Genehmigung des Kaisers nach. Dies und anderes wurde auf einer zweiten Zusammenkunft der Vormünder in der Karlsburg im November beschlossen. Der Kurfürst von der Pfalz ließ das Land im Namen der Vormundschaft huldigen. Dasselbe geschah in der Herrschaft Rötteln durch den Kanzler Achtsynit im Jahre 1580.

Die beiden älteren Prinzen Ernst Friedrich und Jakob kamen an den Hof ihres Schwagers, des Herzogs Ludwig von Württemberg, während der jüngste Bruder Georg Friedrich bei der Mutter verblieb und reichliche Gelegenheit hatte, ihre ächt evangelischen Grundsätze in sich aufzunehmen. In seiner Jugend hatte er einen sehr schwächlichen Körper, und Krankheiten suchten ihn öfters heim, so daß man kein langes Leben erwartete und Niemand geahnt hätte, daß er dereinst so viele Strapatzen aushalten würde. Als seine beiden Brüder im Jahr 1584 für großjährig erklärt wurden, übernahmen sie auch zugleich die Vormundschaft über ihn. Durch seinen Lehrer Hieronymus Kreutterer wurde er mit dem Lateinischen, Italienischen und Französischen so vertraut, daß er diese Sprachen ziemlich fertig reden konnte. In Straßburg machte er seine weiteren Studien. Friedrich von Watzdorf war sein Hofmeister. Als der junge Markgraf von dort nach Besançon zog und mit seinem Gefolge seines evangelischen Glaubens leben wollte, untersagte ihm der Stadtrath die freie Religionsübung, bis der Kaiser an den Rath den Befehl ergehen ließ, dem Markgrafen solche Freiheit zu gewähren.

Von da reiste er mit seinem neuen Hofmeister Veit Dietrich von Erb nach Dole, wo es ihm seines Glaubens wegen nicht anders als in Besançon erging. Während sein Bruder Ernst Friedrich ihm die kaiserliche Erlaubniß auswirkte, in Besançon wohnen zu dürfen, ging der junge Markgraf nach Basel und nach kurzem Aufenthalte daselbst begab er sich —

er war damals noch nicht 17 Jahre alt — nach Italien. Der Zweck seiner Reise in den Süden war, sich in Wissenschaften und in den Sprachen zu vervollkommnen. Dazu hatte man damals gute Gelegenheit in der schönen Stadt Siena. In jener Zeit geschah es, daß sein Bruder Jakob sich durch einen Dr. Pistorius, der selbst zuerst lutherisch, alsdann kalvinisch und zuletzt römisch-katholisch geworden war, zur römischen Kirche verleiten ließ. Dem jungen Prinzen Georg Friedrich, welcher in der Wahrheit des Evangeliums fest gegründet war, ging dieser Schritt seines Bruders zu Herzen. Pistorius machte sogar Versuche, auch ihn für den Rückfall zu gewinnen, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, denn schon seine ganze Erziehung ging darauf hin, ihn in der Gottesgelehrsamkeit fest zu begründen. Und er bewies es hier und auch sonst, daß er wußte, an wen er glaubte.

Es bleibt immer merkwürdig, daß einer der Söhne des Reformationsfürsten Karl gerade in die Kirche zurückgekehrt ist, die der Vater mit so gesegnetem Erfolge in seinem Lande abgeschafft hatte, und ebenso interessant ist es, den Gang dieses Rückschrittes zu verfolgen. Deßhalb sei es uns gestattet, einen Blick in das Leben dieses Apostaten zu werfen. Der Grund, auf welchem der junge Markgraf Georg Friedrich fest stehen blieb trotz aller Anfechtungen von den verschiedensten Seiten her erscheint nur um so lichter, und es ist deshalb auch kaum für eine Abschweifung von unserm Gegenstande anzusehen, wenn wir uns den Irrgarten, in dem sich Jakob verirrt hat, ansehen Steht doch das Leben eines Bruders in so naher Beziehung zu dem des anderen, daß wir davon nicht absehen können, zumal das Ländchen, über welches Jakob gesetzt war, bald in den Besitz Georg Friedrichs übergehen sollte.

2.

Markgraf Jakob III. wird römisch-katholisch und stirbt.

Wir haben schon von der Theilung der badischen Lande unter die drei Söhne Karls gehört. Dem Markgrafen Jakob III. fiel Emmendingen und Hochberg zu. Es war ein großer Verlust für die drei Brüder, daß ihr Vater so bald das Zeitliche gesegnet hatte. Zwar hielt ihre gottselige Mutter über einer christlichen gediegenen Erziehung ihrer Kinder, und die Vormünder unterstützten sie in dieser guten Absicht, aber wo der Vater fehlt, fehlt viel. Am 26. Mai 1562 in Pforzheim geboren, kam Jakob nach dem Tode seines Vaters unter Vormundschaft. Einer der Vormünder war sein Schwager, der Herzog Ludwig von Württemberg. An seinem Hofe hielt er sich mit seinem Bruder Ernst Friedrich einige Zeit auf. Er zeigte schon frühe gute Gaben und gab sich auch bald wissenschaftlichen Studien hin. Tübingen und Straßburg waren die Hochschulen, auf welchen er emsig den Wissenschaften oblag. Im Jahre 1581 treffen wir den Jüngling schon auf Reisen nach Frankreich und Italien, um sich die Sprachen auch dieser Länder anzueignen. Als er aber hörte, daß Kaiser Rudof II. einen Reichstag nach Augsburg auf das Jahr 1582 ausgeschrieben habe, drängte es ihn, die persönliche Bekanntschaft der Fürsten und Stände des Reichs, welche daselbst zusammen kamen, zu machen. Es gelang ihm, hier die Gewogenheit der höchsten und hohen Herrschaften zu erlangen. Ein Jüngling, der von imposanter Gestalt und von schönem Angesichte war und sich durch Feinheit und Annehmlichkeit seiner Manieren, durch seine Beredtsamkeit und Kenntnisse auszeichnete, gewann leicht die Herzen für sich. Durch Umgang mit Männern des Kriegs, die von Heldenthaten vieles erzählten, wurde die Kriegslust in ihm geweckt. Er begann damals, die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen. Wir treffen ihn schon im folgenden Jahre an der Seite des Pfalzgrafen Johann Casimir, welcher dem evangelisch gewordenen Erzbischof und Kurfürsten von Köln Gebhard Truppen zu seiner Vertheidigung zuführte. Wir

sehen ihn noch etliche Male für die Evangelischen Partei ergreifen, auch hatte er sich mit der evangelischen Gräfin Elisabeth von Culenburg-Manderscheid vermählt. Aber gerade diese Vermählung brachte ihn in römische Verbindungen. Seine Gemahlin hatte in Geldern Besitzungen. Da kam er mit dem Prinzen Alexander von Parma, welcher Statthalter der Niederlande war, in Berührung. Jakob trat in spanische Kriegsdienste, und während er früher für die Evangelischen gekämpft, erlebte man das traurige Schauspiel, daß derselbe Mensch jetzt gegen die Evangelischen focht, die noch immer im Kurfürstenthum Köln eine Stellung einnahmen. Damals geschah es, daß Johann Pistorius einen starken Einfluß auf den jungen Markgrafen gewann. Pistorius, ausgezeichnet durch Kenntnisse verschiedener Art, hatte in seinem Vaterlande Hessen die Einführung der Reformation stark betrieben und war unter dem Markgrafen Karl in badische Dienste getreten. In Durlach half er das Gymnasium gründen, aber unsteten, unfesten Geistes förderte er jetzt die calvinische Richtung. Es währte nicht lange, so trat derselbe zur römischen Kirche über und kam in Jakobs Dienste. Wir können hier weder des Pistorius Lebensgeschichte noch die des Markgrafen Jakob geben, aber von Interesse bleibt es, wie dieser junge Herr selber Neigung zu einer Kirche faßte, die sein Vater abgeschafft hatte. Offenbar hatte er, wie Pistorius selber, einen unfesten Charakter und war sowohl über seine eigene Kirche, als über die römische Kirche ganz im Unklaren. Als Jakob einen Zug zur römischen Kirche in sich spürte, genährt durch seinen Rath Pistorius, war bald römische List auf dem Plane. Schon im Jahre 1586 kam der päpstliche Legat zu dem Markgrafen und zog an ihm. Die evangelischen Fürsten und namentlich sein älterer Bruder Ernst Friedrich mahnten ihm ab, dagegen Östreich, Bayern und die benachbarten Bischöfe redeten ihm zu und versprachen Hülfe. Wie wenn er sich erst von der Richtigkeit der einen oder der anderen Kirche überzeugen wolle, ließ er im Jahr 1589 in Baden ein Religionsgespräch abhalten. Der selber römisch gewordene, äußerst leichtsinnige Markgraf Eduard Fortunat trat gerne das Rathhaus in Baden dazu ab.

Auf der einen Seite stand Markgraf Jakob, der mit seinem Rathe Pistorius und dem der katholischen Kirche zueilenden

Hofprediger Zehender von seinem Schlosse Hochberg bei Emmendingen nach Baden gekommen war. Auf der andern Seite standen der Graf Friedrich von Mömpelgard, der württembergische Hofrichter Burkhard von Anwyl, und die beiden Reformatoren Badens Andreä und Heerbrand sammt dem Professor Stephan Gerlach. Am 18. und 19. November 1589 stritt man in vier Sitzungen über die Lehre von der Kirche. Daß der Markgraf, welcher bei sich schon abgeschlossen hatte, mit der Beweisführung der württembergischen Theologen nicht zufrieden war, läßt sich denken. Er spricht sich in der Rechtfertigung des Schrittes, welchen er gethan hat, selbst darüber aus. Ehe er sich zur römischen Kirche äußerlich bekannte, war sein Herz schon römisch. Man hatte ihm von Seiten seiner katholischen Verwandten ein unwahres Bild von der römischen Kirche, natürlich zu ihren Gunsten, beigebracht. „Dann wir sonderlich mit Bestand unterwiesen worden", sagt er selber, „daß die Papisten, wie man sie nennt, gar nicht ihr Vertrauen auf etwas anders dann auf Christum setzen, auch nicht ohne Genad und Verdienst Christi und durch ihr eigen Werk des Gesetzes selig zu werden, oder mit ihren eigenen Kräften den Himmel zu erwerben begehren." Das Gegentheil ist wahr. Von der lutherischen Kirche machte er sich ein Zerrbild. Da sah er nichts als Streit und Uneinigkeit. Luther erschien ihm als ein Mann von „einem zweifelhaften, unreinen, muthwilligen, groben und lästerlichen Geist." Da mochte dann geredet und bewiesen werden ganz nach Gottes Wort, der Markgraf hatte keine Ohren mehr dafür. Er sprach deßhalb auch seine Unzufriedenheit mit den Württembergern aus. Im folgenden Jahre veranlaßte er ein zweites Religionsgespräch, diesmal zu Emmendingen. Der Herzog Wilhelm von Bayern ermunterte ihn dazu. Schon im Februar 1590 schrieb er an den Markgrafen: „Damit Euer Lieb die Wahrheit von der Finsterniß immer besser erkennen und einsehen, daß Gott die Ketzerei, das größte Uebel, nicht ungestraft lasse". Die Württemberger ließ Jakob jetzt hinweg, dagegen die 28 Geistlichen seiner Markgrafschaft Hochberg sammt den weltlichen Beamten mußten erscheinen. Diese baten sich als Wortführer den tüchtigen Gottesgelehrten Dr. Johann Pappus von Straßburg aus. Der Markgraf Ernst Friedrich hatte seinen Hofprediger Lorenz Scheuerling geschickt. Von römischer

Seite erschienen der inzwischen katholisch gewordene Hofprediger Zehender und der Rector Dr. Hänlin von Freiburg auf dem Kampfplatze. Pistorius hatte sich mit dem Jesuiten Busäus nach dem Kloster Thennenbach zurückgezogen. Der Markgraf führte selber den Vorsitz. Am 13. Juni 1590 wurde das Colloquium auf der Kapitelstube zu Emmendingen begonnen. Sämmtliche Anwesende knieeten nieder, der Markgraf forderte selber dazu auf. Auch diesmal drehte sich die Hauptdisputation um die Lehre von der Kirche. Der Markgraf hatte den Evangelischen aufgelegt, nachzuweisen, daß der lutherische Glaube schon vor Luthers Zeit in der Kirche gelehrt worden sei. Das zu beweisen war nicht schwierig. Pappus erklärte, daß dies aus der Schrift, aus vielen Kirchenvätern und besonders aus Augustinus bewiesen werden könne. Hänlin hob besonders die Streitigkeiten der lutherischen Theologen unter einander hervor. In seiner Rechtfertigungsschrift sagt der Markgraf: „Zuweilen, als die Partheien ausschweifen wollten, haben wir das Unser dazu geredt“. Wie er das Dazureden geübt, beweise ein Beispiel. Der alte Pfarrer Inngramb von Eichstetten sprach einmal ein Wort dazu, da herrschte der Markgraf, welcher den Vorsitz führte, mit den Worten dazwischen: „Das ist eine Histori aus Eurem Kopf, ein Narrenwerk. Gebt ihm gar keine Antwort!“ Als sich üble Gerüchte in Emmendingen über das Colloquium verbreiteten, erklärte der Markgraf einmal beim Beginn einer Sitzung, man solle „die Mäuler bei sich behalten bis zu Ende, sonst werde er Einen beim Kopf fassen und in den Thurm werfen, er sei geistlich oder weltlich“. Auch erfuhr der ehrwürdige Gottesgelehrte Pappus keine sonderliche Ehre. Der Markgraf hatte seine Freude daran, wenn die Hofnarren bei der Tafel diesen würdigen Mann zum Gegenstande ihrer Witze machten.

Wir können uns hier auf die Einzelheiten des Colloquiums nicht einlassen, der Markgraf war vorher schon im Reinen, was er zu thun im Sinne hatte. Es war daher selbstverständlich, daß er, als die siebente oder letzte Sitzung gekommen war, erklärte, er werde sich „ohne weiteren Umgang für die wahre Kirche öffentlich bekennen und ihr sich einverleiben lassen“ und hielt einen längeren Vortrag. Während desselben donnerte es öfters, es war, als ob Gott der Herr selber sein Mißfallen an dem Schritte, den der Fürst vorhatte, bezeugen wollte.

Am 25. Juli neuen Stils im Jahr 1590 that der Markgraf den Schritt, welcher schon lange vorauszusehen war, er trat in die römische Kirche im Kloster Thennenbach. Es geschah in Gegenwart mehrerer geistlichen Würdenträger; der Jesuit Busäus ertheilte ihm die Absolution. Jakob war so fanatisch begeistert, daß er den Vorsatz gefaßt hatte, die verschiedenen evangelischen Fürsten mit der Mission zu besuchen, sie zur Rückkehr in die katholische Kirche zu bewegen. Ja, er hatte sogar im Sinne, wenn seine Gemahlin vor ihm sterben würde, Jesuit oder Kapuziner zu werden. Zunächst und vor allen Dingen lag es ihm nun am Herzen, seine Unterthanen „zu solcher wahren, allgemeinen und uralten Kirche zurückzuführen“. Den lutherischen Prädicanten und Schullehrern hatte er bereits aufgegeben, innerhalb dreier Monate ihr Amt niederzulegen, sein Ahitophel, ich meine den Pistorius, meint, dieser Termin habe in seiner „fürstlichen Milde“ seinen Grund gehabt. Zugleich bat er um katholische Priester und katholischen Kirchenschmuck. Schon hatte der jesuitisch gesinnte Herzog Wilhelm von Bayern kostbaren Kirchenornat und allerlei Reliquien für Jakobs Hofkapelle geschickt, auch war der Weihbischof Balthasar bereits von Konstanz angelangt, um die ketzerischen, profanirten Kirchen frisch zu weihen, trotzdem daß das Volk Widerspruch erhob, da ließ der Herr der Kirche ein Ereigniß dazwischen treten, das deutlich genug beweist, wie er die Pläne der Feinde seiner Kirche zu Schanden machen kann. Der Markgraf hatte schon seit einiger Zeit an starkem Herzklopfen gelitten, auch fand er sich, wie Pistorius berichtet, „von Geschäften abgearbeitet“. Da begab er sich zum Gebrauch des Sauerbrunnens nach Sigmaringen zum Grafen Karl von Hohenzollern. Zugleich hatte er im Sinne, sich dort mit Jagen zu belustigen. Er spürte etwas Besserung, aber weil es ihn drängte, seine Unterthanen römisch zu machen, so hatte er keine Ruhe mehr, und kam schon am 8. August wieder in seiner Residenz an. Allein schon in der ersten Nacht nach seiner Rückkehr wurde er von einer heftigen Ruhr befallen. Die Krankheit nahm einen raschen Verlauf. Wenn es auch zuweilen schien, als wolle er sich erholen, so eilte der Kranke doch sichtlich seinem Ende zu. Sein Rath Pistorius hat dieses Krankenlager ausführlich, ganz im römischen Sinne beschrieben, und wir dürfen wohl nicht zweifeln, daß er

ein getreues Bild entworfen hat. Es fehlte dem Kranken nicht an leiblicher und geistlicher Pflege. Der Pater Rector Busäus und Pistorius führten die geistlichen Gespräche. Da konnte der Todkranke öfters in Lob und Dank ausbrechen, daß ihn der allmächtige Gott durch seine Barmherzigkeit zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit und Kirche Christi gebracht habe. Am 12. August fand in der Emmendinger Kirche der Gottesdienst nach römischer Art und Weise statt. Der Markgraf bedauerte nur, demselben wegen Leibesschwachheit nicht beiwohnen zu können. Weil es sich aber zur Besserung nicht anlassen wollte, ließ er sich in seiner Krankenstube die Messe lesen. Ein Mönch aus Thennenbach verrichtete dies Werk. Am 15. August hielt ihm ein Kapuziner die Messe. Der Todkranke beklagte sehr, daß er im Bette liegen müsse und nicht niederknieen könne. Auch ließ er sich versehen. Einmal erklärte er, er habe seinen Schritt gethan „nicht um weltlicher Ehr, Reichthum oder anderer Ursache wegen, sondern allein aus Trieb seines Gewissens“. Er habe schon seit längerer Zeit die Wahrheit erkannt und dennoch sein Bekenntniß verzögert. „Trag auch Sorg, daß der Allmächtige allein deßwegen mich jetzund mit dieser Krankheit heimsucht“, klagte er. Darum forderte er die Umgebung auf, nicht so lange zu säumen und ihm das Zeugniß zu geben, daß er „gut katholisch römisch“ gestorben sei. In der Nacht auf 16. August fühlte er keine Linderung und Ruhe, er ließ sich von einem Bett ins andere bringen und befahl noch, seinen letzten Willen durch den Notar aufzuschreiben. Wiewohl er Tags zuvor gebeichtet hatte, begehrte er doch wiederum eine Beichte abzulegen. Am 17. August früh wurde er „je länger je kälter und schwächer“. Aber nochmals ließ er die Messe lesen, seine Räthe, die Diener, das Gesinde durften eintreten, diesen heiligen Tod öffentlich zu sehen. Als auf sein Begehren der Priester das Sakrament hereintrug, streckte der Sterbende beide Hände aus mit den Worten: „Dieses ist meiner Seel einig Heil und Trost“. Nach Versehung mit diesem „herrlichen Zehrpfennig“, wie er es nannte, dankte er mit starker Stimme, daß Gott ihn „aus der falschen, irrigen, gottlosen, teufelischen Religion, in welcher kein Heil oder Seligkeit zu finden, also gnädig abgelöset und in den Schafstall Christi, in die katholische, einig seligmachende Kirche eingeführt“.

Aehnliches sprach er auch zu seinen evangelischen Dienern. Weil man kein geweihtes Oel hatte, um ihm die letzte Oelung zu geben, so wurde dafür die Litanei deutsch abgebetet, der Markgraf rief auf einmal aus: „Ich weiß nicht, wo ich bin, mich dünkt, ich sei im Himmel“. Als man ihm sagte, er solle sich jetzt aller weltlichen Sorge entschlagen, erwiderte er, er habe es schon gethan und wünsche nur, aufgelöst zu werden. Da gaben sie dem Sterbenden ein brennend Licht in die rechte und ein Crucifix in die linke Hand, und er äußerte noch: „Ich seh meinen Heiland Christum bereits vor mir“. Als es Mittags 11 Uhr schlug, am 17. August, starb er, nur etwas über 28 Jahre alt. Daß Pistorius den Tod des Markgrafen von Gift herleitete, das ihm beigebracht worden sei, hätte sich voraussagen lassen. Jesuiten sehen ja überall jesuitische Mittel.

Als in Rom der Uebertritt des Markgrafen Jakob bekannt geworden, war großer Jubel. Der bekannte Papst Sixtus V. hielt deshalb ein Dankfest. Des Markgrafen jüngster Bruder, eben unser Georg Friedrich, schrieb aus Italien, das er damals bereiste: „Der Papst hat die Prozession trotz seines hohen Alters barfuß begleitet und ist dann wenige Tage darauf gestorben“. Als die Prozession am 18. August in Rom abgehalten wurde und wohl auch die Hoffnung die Papisten durchdrang, daß sein Ländchen dem Markgrafen nachfolgen werde, war die Stütze in Emmendingen bereits schon gebrochen.

Nachdem der Markgraf Jakob verstorben war, kam sein ältester Bruder, der Markgraf Ernst Friedrich, aus seiner Residenz Durlach nach Emmendingen. Kein römischer Priester hatte schon eine bestimmte Anstellung gefunden. Deßhalb ging ihre Entlassung um so leichter von Statten. Der Weihbischof zog wieder seines Wegs, Pistorius wurde späterhin nach empfangener Weihe Generalvikar von Konstanz. Er brachte die ersten Jesuiten dahin. Eine von Jakobs Töchtern blieb evangelisch. Doch sehen wir jetzt von dem ab. Der Markgraf Ernst Friedrich stieß die Anordnungen seines Bruders um. Die Wittwe gebar 15 Tage nach dem Tode ihres Gemahls einen Prinzen, Ernst Friedrich ließ ihn evangelisch taufen, aber das Kind starb einige Monate nachher. Die hinterlassenen zwei Prinzessinnen wurden evangelisch auferzogen, trotz der Einsprache der Wittwe, die auch katholisch geworden war und sich mit dem Grafen Karl von

Hohenzollern vermählte. Jakob hatte zwar diesen Grafen sowie den Herzog von Bayern zu Vormündern seiner Kinder bestimmt, aber Ernst Friedrich gewährte ihnen keinen Einfluß auf ihre Erziehung.

3.

Markgraf Ernst Friedrich stirbt als Calvinist.

Ernst Friedrich war Karls ältester Sohn. Er kam den 17. Oktober 1560 zur Welt und erhielt nach seines Vaters Tod die untere Markgrafschaft. Als Jakob, eben der römisch gewordene, starb, fiel ihm auch die Markgrafschaft Hochberg zu. Schon im Jahre 1583 gründete Ernst in Durlach das Gymnasium illustre und nannte es nach seinem Namen Ernestinum. Er besetzte es mit gelehrten Männern und traf die Anordnung, daß jeder Zeit zwölf Zöglinge auf öffentliche Kosten in dieser Anstalt sich ausbilden durften. Bisher wurden tüchtige Jünglinge in Basel und Tübingen erhalten, jetzt aber verwendete der Markgraf diese Mittel auf seine Anstalt in Durlach. Ernst Friedrich war auch ein Kriegsmann. Es gehört nicht hierher, seine Regierung zu schildern, aber es wird nicht uninteressant sein, seiner Neigung zur reformirten Kirche nachzuspüren, wodurch er so viel Verwirrung angerichtet hat. Sein erster Lehrer war Georg Hanfeld. Dieser machte ihn mit der reformirten Lehre bekannt. Hanfeld hat einen Wegweiser zu Neustadt an der Hardt drucken lassen, worin er die Lutheraner Wölfe und Bären, Götzendiener, Arianer und Mahometisten und dergleichen nennt. In solcher Beurtheilung der lutherischen Kirche unterwies er seinen fürstlichen Zögling. Doch Herzog Friedrich von Württemberg suchte ihn davon abzubringen, aber der Markgraf bekannte, daß er schon zu der Zeit, als die Concordienformel in seinem Namen unterzeichnet worden sei, einen Zug zur calvinischen Religion in sich verspürt habe. Seither sei er darin bestärkt worden, und er müsse sie öffentlich bekennen. Auch Pistorius hatte es nicht ermangeln lassen, das Seinige dazu beizutragen, aber als

derselbe ein Jünger der römischen Kirche geworden war, probirte er seine Kunst abermals an dem Markgrafen und machte ihm, um einen tieferen Eindruck in ihm hervorzubringen, Hoffnung, daß er die obere Markgrafschaft, die dem liederlichen Eduard Fortunat gehörte, ungestört behaupten könne. Ernst Friedrich ging jedoch nicht darauf ein, er hatte zuviel protestantisches Blut in sich. Auch waren die weltlichen und geistlichen Stellen von ihm meistens im Sinne der reformirten Kirche besetzt worden. Es war eben seine Ueberzeugung. Das beweist das sogenannte Staffortische Buch, in dem er sein Bekenntniß niedergelegt hat. Er richtete zugleich unterm 15. Februar 1599 ein Schreiben an seinen Bruder Georg Friedrich, worin er recht ernstlich auf dessen Bekehrung zur refomirten Kirche dringt. Er sagt am Schlusse dieses Briefs: „Den allmächtigen lieben mildreichen Gott bittend, daß seine göttliche Allmacht nach seinem allein weisen Rath und Willen gnädig und väterlich geruhe, zu verschaffen, daß, wie solch unser Vorhaben allein zu seinen Ehren, unserm zeitigen und ewigen Gedeihen angesehen und gemeint, es auch solchen Effectum wirklich möge erlangen, damit wir nicht allein hie zeitlich in unverfälschter brüderlicher Lieb und Einigkeit bis an unser Ende erhalten werden, sondern vielmehr dort in jenem unbetrübten seligen Leben in rechter Freud unaufhörlich mit allen lieben Engeln und Rechtgläubigen Gott mögen loben und preisen in alle Ewigkeit. Amen.“ Jedoch weder das Stafforter Buch, noch der wohlgemeinte Brief brachte eine Aenderung in Georg Friedrichs Ueberzeugungen hervor. Schon früher hatte Ernst Versuche gemacht, den jüngeren Bruder zu gewinnen, aber er fand Widerstand, indem Georg Friedrich geradezu erklärte, er finde in dem Concordienbuche nichts Unrechtes, und seine Räthe sahen in dem Stafforter Buche „einen Mißbrauch der Philosophie und des selbsteingebildeten menschlichen Verstandes, Jesu Wort stehe überschwenglich höher“. Ernst Friedrich erbot sich zu Beweisen, wurde aber durch Kränklichkeit zurückgehalten, dies auszuführen, bis endlich das auf dem Schloß in Staffort gedruckte Buch von ihm erschien.

Wir sehen, es war ihm ein rechter Ernst, seinen Ansichten weitere Geltung zu verschaffen. In dem Theile der Markgrafschaft, über welchen er gebot, suchte er die reformirte Kirche einzuführen, ja aufzunöthigen, aber er fand entschiedenen Wider-

stand, besonders in der Stadt Pforzheim, welche in jener Zeit zur erkannten Wahrheit fest stand.

Am 8. Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1601 hielt der Superintendent Unger zu Pforzheim die Predigt über Matth. 7. Er muß unter den falschen Propheten, von welchen der Text handelt, besonders die Calvinisten verstanden und es auch ausgesprochen haben. Darüber erhob der reformirte Obervogt Johann von Münster, ein Jurist aus Westphalen, der auch theologische Schriften zu Gunsten der reformirten Lehre geschrieben hat, einen ärgerlichen Lärm und Geschrei, sogar in der Kirche. Er soll öffentlich geäußert haben, er wolle die Pfarrer in der Religion zu Schanden machen oder ein Schelm sein. Der Superintendent berichtete den Vorfall klagend an seinen Fürsten. Die Antwort war seine und seines Helfers, sowie noch zweier andern Geistlichen Entlassung. Die Pforzheimer baten den Markgrafen flehentlich um ihre Belassung oder doch um Prediger aus der oberen Markgrafschaft oder auch aus Württemberg. Am 29. August fuhr eine Kutsche, von vier weißen Pferden gezogen, in Pforzheim ein. Darin saß der Statthalter von Peblis sammt drei reformirten Pfarrern. Alsbald verbreitete sich das Gerücht davon in der ganzen Stadt, die Bürger verbanden sich mit Handtreue, die calvinischen Pfarrer nicht anzunehmen. Schon am folgenden Tage ließ der Statthalter Sturm schlagen, die Bürger erschienen in ihrer Rüstung. Die Rede, welche jetzt der Statthalter an die Bürger halten wollte, wurde durch Tumult unterbrochen, die ganze Stadt war in heftiger Bewegung. Eine neue Eingabe um lutherische Pfarrer wurde nicht beantwortet, die Bürger ahnten Gewaltthätigkeit, aber sie verbanden sich unter freiem Himmel durch einen feierlichen Eid, bei der augsburgischen Confession leben und sterben zu wollen. Den kaiserlichen Kammergerichtsadvokaten Eberz, welcher sich damals gerade bei ihnen aufhielt, nahmen sie als ihren Anwalt an. Vor allem machten sie ihrem Fürsten Anzeige, jedoch ohne einer Antwort gewürdigt zu werden. Jetzt ordneten sie eine Gesandtschaft an den Markgrafen Georg Friedrich als ihren Erbherrn ab mit der Bitte, ihnen mit gutem Rath und seiner Vermittlung behülflich zu sein. Er antwortete ihnen, daß er über die Beständigkeit der Bürger, bei der einmal erkannten Wahrheit zu verharren, ein

gnädiges Gefallen trage, nur möchten sie sich in Allem der christlichen Bescheidenheit befleißigen.

Endlich that der Markgraf Ernst Etwas, er rief den Obervogt von Pforzheim ab, aber jetzt verbreitete sich das Gerücht, man werde sie mit 100 Mann überrumpeln. Nun rüstete man sich zur Gegenwehr und besetzte das Schloß, ohne jedoch dort Soldaten zu finden, wie ausgesprengt worden war. Am 24. September 1601 traf endlich von dem erzürnten Markgrafen ein strenges Schreiben ein, welches Schärfe in Aussicht stellte. Die Bürger vertheidigten sich dagegen, doch man wollte sie eben reformirt machen, und da dies nicht gehen wollte, ließ sich der Markgraf sogar verleiten, selbst mit Truppen nach Pforzheim zu ziehen, um die reformirte Lehre einzuführen. Allein der Herr der Kirche griff hier selbst ein, denn am 14. April 1604 im Schloß zu Remchingen fühlte sich der Markgraf unerwartet sehr unwohl. Weil er ahnte, daß seine Freunde und Rathgeber nach seinem Abscheiden bei dem Nachfolger schlechten Dank ernten würden, so soll er gesagt haben, man dürfe keinem Diener oder Rath Schuld geben, „ich bin schuldig, ich hab's gethan, die Schuld ist mein". In stillem Zuge traf die Leiche des Markgrafen in dem Erbbegräbnis zu Pforzheim ein.

So endete der Markgraf in Folge eines Schlagflusses. In Pforzheim aber, das läßt sich denken, war heller Jubel, indem die Stadt jetzt unter die Herrschaft des Markgrafen Georg Friedrich kam, der sie bei ihrer Ueberzeugung von Herzen beschützte. Und es läßt sich auch hier wirklich ein wunderbares Eingreifen Gottes, welcher die Zügel der Regierung des Himmels und der Erde in der Hand hält, des Hauptes seiner Kirche, nicht verkennen. Georg Friedrich stand jetzt im alleinigen Besitze der ganzen Markgrafschaft. Die gut gemeinte, aber unglücklich gewählte väterliche Anordnung der Dreitheilung des badischen Ländchens war von einer anderen Hand, welche recht regiert, aufgehoben worden. Auf den zwei Augen des Markgrafen Georg Friedrich ruhte jetzt der Stamm der baden-durlachischen Linie, welche, während alle übrigen Aeste der Zähringer verdorrt sind, zum Wohle des Landes noch bis auf diese Stunde grünt, blüht und Früchte trägt.

Ehe wir jedoch von der Regierung des Markgrafen Georg

Friedrich über die gesammten markgräflichen Lande, und überhaupt über seine ferneren Schicksale reden, thun wir einen Blick in sein früheres Regiment, als er noch auf sein Drittels-Baden, auf das sogenannte Markgräfler Ländchen, beschränkt war.

4.

Der Herr von Rötteln und Badenweiler.

Das ist also Niemand anders als eben unser Markgraf Georg Friedrich, wie es durch das väterliche Testament festgesetzt war. Unter den drei Theilen war unstreitig die obere Markgrafschaft das schönste und fruchtbarste Stück Erde. Vom Jahre 1586 an residirte er auf dem Schlosse zu Rötteln, zuweilen auch in Badenweiler. Beide Sitze gehören wohl zu den schönsten Punkten der alten Markgrafschaft. Die Wiese, welche unser alemannischer Dichter Hebel so lieblich besungen hat, durchfließt am Fuße des Hügels, auf dem das Röttler Schloß steht, ein freundliches Thal. Von der Burg selber aus hat man wohl, ich sage nicht zu viel, eine der schönsten Aussichten der Welt. Im Süden dehnen sich die Schweizer Schneegebirge prachtvoll aus, im Westen thürmen sich die Juraberge und die Vogesen auf, während im Norden und Osten der Schwarzwald seine höchsten Berge dem erstaunten Auge darbietet. Ringsum aber Städte und Städtlein und Dörfer, und fast alles gleicht einem großen Garten mit dem süßen Markgräfler Weine und Fruchtfeldern, Wiesen und Wäldern. Da wird sich das Herz des Knaben und Jünglings, der so viel Sinn für alles Edle und Schöne hatte, oft erfreut haben. Es war in der Mitte der neunziger Jahre, er zählte selber erst zwei und zwanzig Jahre, trat er seine Regierung an. Obwohl noch ein Jüngling, fühlte er doch schon den hohen Ernst und die Verantwortlichkeit, die einem Fürsten von seinem Regimente obliegt. Das bewies er bei der Einführung des neuen Generalsuperintendenten Johann Weininger, welche in Gegenwart der sämmtlichen Pfarrer in der Kirche von Rötteln vorgenommen ward. Der Fürst erschien selber in der Mitte der Geistlichkeit. Weil

er wußte, wie viel von der lauteren Predigt des göttlichen Wortes abhängt, so ergriff er diese Gelegenheit, den Pfarrern die Erhaltung und Fortpflanzung der reinen, seligmachenden Lehre des Evangeliums an das Herz zu legen. Er fand auch zugleich nöthig, dieselben zu brüderlicher Eintracht zu ermahnen. Bei einem Fürsten, wie Georg Friedrich einer war, der aus Ueberzeugung wußte, an wen er glaubte, dürfen wir voraussetzen, daß er zu so wichtigen Stellen, wie die eines Generalsuperintendenten war, nur Männer aufrichtiger Frömmigkeit wählte. Schon der Vorgänger Weiningers, Georg Marius, welcher neben dem, daß er das Amt eines Generalsuperintendenten bekleidete, Pfarrer von Rötteln war, bekannte treulich den wahren Glauben. Auf seinem Sterbebette ließ er sich von dem begabten Pfarrer und Dichter Cherler in Binzen in Gegenwart von sieben Geistlichen das hl. Abendmahl reichen. Der Sterbende legte in Cherlers Hände seine beiden Hände, und als ihn dieser fragte: „Wollt Ihr auch, ehrwürdiger Herr Bruder, mit Gottes gnädiger Hülfe und Beistand seines heiligen Geistes in der Lehre, so ihr bis anhero aus den Schriften der heiligen Propheten und Apostel gepredigt und bekannt habt in dieser und anderen Kirchen, beständig bis an Euer Ende verharren?" da antwortete der sterbende Bischof deutlich und gar brünstig: „Amen!" Wie oft hatte der Markgraf, der von seiner Burg herab die nahe Kirche in Rötteln regelmäßig besuchte, diesen Zeugen der Wahrheit gehört.

Georg Friedrich wandte sich, um einen tüchtigen Nachfolger zu erhalten, nach Tübingen. Dort wurde ihm eben der vorhin genannte Johann Weininger vorgeschlagen. Es war ein glücklicher Griff, welchen der Markgraf that, denn Weininger war in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Geistlicher. Er hatte die großen Gottesgelehreen Jakob Andreä, Heerbrand, Schnepf, Brenz gehört, und bewohnte als Student mit dem nachher so bekannt gewordenen Aegidius Hunnius eine und dieselbe Stube. Verschiedene Rufe, z. B. nach Ulm und Regensburg, schlug er aus, aber auf einem schweren Krankenlager that er das Gelübde, künftighin keinen Ruf mehr auszuschlagen, wenn er wieder aufkommen sollte. Da erging die Berufung nach Rötteln an ihn. Am 21. Mai 1596 hielt er, eben in Gegenwart des Markgrafen und der Geistlichkeit, seine Antrittsrede.

Er war zum Generalsuperintendenten und Hofprediger ernannt worden und hatte außerdem die Aufgabe, in Zukunft die fürstlichen Kinder in der rechten Lehre zu unterrichten. Schon der Antritt seines Amtes bewies, daß der Fürst den rechten Mann gefunden hatte. Die eingeschlafenen Synoden brachte derselbe wieder in Gang und hielt strenge Zucht unter der Geistlichkeit. Das war aber auch sehr nöthig. Und die Geistlichen, welche der Zucht bedurften, werden es gewesen sein, welche das Wortspiel aufbrachten: „Der Pfarrer Weiniger ist der Pfarrer Peiniger". Seine Zucht war nicht zu hart, und nicht Herrschsucht leitete ihn, sondern er wollte nur diejenigen Geistlichen, welche ihren Gemeinden nicht mit einem guten Wandel voranleuchteten, auf den rechten Weg bringen. Er war ein guter Lutheraner. Als er einst den Rath Eglinger mit einer Baslerin zu Weil traute, konnte er es nicht lassen, einige irrige Lehren der Reformirten zu berühren. Es wird nach der damaligen Weise wohl nicht auf die zarteste Weise geschehen sein. Die anwesenden Basler, namentlich die Professoren Grynäus und Polanus, nahmen Anstoß, und verklagten ihn bei dem Markgrafen. Ich denke, daß sie nicht viel werden ausgerichtet haben, denn Georg Friedrich hielt ebenfalls strenge an der lutherischen Lehre und ließ gewiß seinen Hofprediger nicht fallen. Das sah man deutlich daran, daß, als er seine Residenz nach der Stadt Sulzburg verlegte, Weininger dahin folgen mußte. Das geschah im Jahre 1599. Und weil wir doch einmal bei dem Generalsuperintendenten stehen, so sei noch bemerkt, daß einer seiner vier Söhne, Michael, später selber die erste geistliche Stelle in Durlach einnahm. Der greise Vater starb alt und lebenssatt im Jahre 1629 in seinem achtzigsten Lebensjahre.

Wir haben oben den Pfarrer Paul Cherler, geboren 1540 zu Elsterburg im Vogtlande, als den Geistlichen genannt, der dem sterbenden Marius das hl. Abendmahl reichte. Dem Kanzler Achtsynit war es zu verdanken, daß dieser ausgezeichnete Geistliche in das Markgräfler Land kam. Cherler dichtete in lateinischer Sprache in trefflicher Weise. Seine Leichenelegien auf Männer, welche sich um Kirche und Staat verdient gemacht haben, sowie seine acht Bücher von dem Gottmenschen Jesus Christus begründeten seinen Ruf. Zuerst Pfarrer von Oettlingen

rückte er in die ganz nahe Pfarrei Binzen vor. Er hatte ein Herz für die Kirche und fühlte tief, wie sehr das Wohl der Kirche von der rechten Lehre und dem frommen Wandel ihrer Diener abhänge. Deshalb richtete er an den Kanzler Achtsynit und den Kirchenrathsdirector Dr. Morch ein dringendes Schreiben mit der Bitte, daß doch wieder die Synodalconvente eingerichtet werden möchten. An dem neuen Generalsuperintendenten Weininger und seinem Fürsten hatte er besondere Stützen. Es ist bereits erwähnt, daß der neue Generalsuperintendent die Synoden wieder ins Leben rief.

5.

Die Conformitas-Erklärung.

Wir wissen schon, wie Georg Friedrichs Vater so ernstlich bemüht war, seinen Unterthanen den Segen des Evangeliums zuzuwenden, und er handelte damit im Sinne seines Vorfahren Ernst, der schon „die wahre, prophetische, evangelische, christliche Religion und Lehre erkannt" und die Predigt der Wahrheit geliebt hat. Aber erst Karl II. war gewürdigt, durchzugreifen, obwohl er selber sagt: „Der arge Teufel, als ein starker Feind unsres christlichen Glaubens, hat nicht unterlassen, seine List und Tück auch bei unsrer Regierung zu üben und solch unser christlich Fürnehmen eine Zeitlang aufzuhalten". Durch Gottes „Gnad und Erleuchtung des heiligen Geistes" erkannte er die Wahrheit des heiligen Evangeliums und es stand ihm dann fest, es seinen „von Gott vertrauten Unterthanen" mitzutheilen und „dieselben aus dem Irrthum zu führen". Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1555 hatte er sich „in Kraft seines von Gott befohlenen Amtes und aus Gedrang seines eigenen Gewissens und aus christlichem, gutherzigem Mitleiden mit seinen armen Unterthanen", wie er sich ausdrückt, den augsburgischen Confessionsverwandten angeschlossen. Das Jahr nachher führte er dann auch seinen Entschluß durch, wie seine Kirchenordnung beweist, die er durch

„hierzu insonderheit berufene Theologen und Diener“ hat anfertigen lassen. Er spricht sich über den Endzweck dieser Agende gewiß richtig aus, wenn er sagt: „Der unzweifentlichen tröstlichen Hoffnung und Zuversicht, es solle mit Verleihung des heiligen Geistes durch dieselbe die reine Lehre des heiligen Evangeliums gepflanzet und erweitert, die heiligen Sakramente mit gebührender und von Gott fürgeschriebener Ordnung gehalten, die armen Gewissen unserer Unterthanen reichlich getröstet, aller Widerwärtigen Lehre und Abgötterei gewehret, und also der Schafstall des Herrn mit neu herzugebrachten Schäflein reichlich geziert werden“.

Wir müßten diese Kirchenordnung abdrucken lassen, wollten wir einen tieferen Blick hineinthun. Sie steht fest auf der Heiligen Schrift und den Grundsätzen der Reformatoren. Doch hatte sich Karl vorbehalten, wenn es ihm dienlich erscheine, an der Kirchenordnung zu ändern, sie entweder zu verkürzen oder zu vermehren. Das ist freilich nicht geschehen, aber seinem Sohne, eben unserm Georg Friedrich, lag die Pflicht ob, mit solchen Aenderungen vorzugehen. Es geschah dies in der sogenannten Conformitas-Erklärung, die er am 8. Januar 1601 zu Sulzburg erscheinen ließ. Er stellte an die Spitze derselben das apostolische Wort: „Unser Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens“. Er hatte erst kurz vorher die Kirchenordnung herausgegeben und alles Ernstes zum Halten derselben aufgefordert, und dennoch mußte er es erleben, daß seinem fürstlichen Befehle nicht von Allen nachgekommen wurde.

Die ganze Kirchenordnung trägt das Gepräge der Einfachheit, auch in gottesdienstlichen Formen an sich. Es wird den Leser gewiß interessiren, Einiges aus dieser Agende zu vernehmen. Wir lernen den Fürsten nach seinem gut kirchlichen Sinne genau kennen. In der Vorrede sagt er: „Unser geliebter Herr und Vater christseligen Angedenkens hat aus rechtem Gemüth und Eifer eine christliche Reformirung der Religion in deren Fürstenthum, Land und Herrschaften vorgenommen und dabei allerhand gute, heilsame Satzungen und Ordnungen, wie es mit Ceremonien und anderen christlichen Verrichtungen in den Kirchen durchaus gleichlich gehalten werden solle; nicht weniger auch christliche Mandate, welcher Gestalt die Unter-

thanen zu emsigem Kirchgang und Hörung göttlichen Worts, auch Besuchung und Gebrauch der heiligen Sakramente fleißig angetrieben und hingegen von den ärgerlichen, strafbaren Lastern mit Ernst abgewiesen werden sollen".

Weil nun in mehreren Kirchen keine Exemplare der Agende vorhanden waren, trat Ungleichheit in Haltung der Ceremonien ein, so daß der Markgraf es für nöthig hielt, die Agende aufs Neue herauszugeben. Darin sagt er von der Lehre und Predigt: „Das göttliche Wort und himmlische Lehre zu predigen, ist nicht aus menschlichem Gutdünken erfunden und erdacht, sondern von unserm Herrn Gott selbst gestiftet und verordnet. Es ist auch von Gott so theuer und hochwichtig geachtet worden, daß sich dieses Amtes seine göttliche Majestät anfänglich selbst unterfangen, hernach zu Zeiten den Engeln und dann den heiligen Patriarchen und Propheten, auch seinem eingeborenen Sohn, unserem lieben Herrn Jesu Christo, da er Mensch ist worden, und desselben Aposteln zu verrichten auferlegt und befohlen hat. Die Summa aber der rechten, wahrhaftigen, göttlichen, himmlischen und einig seligmachenden Lehre, so von Anfang der Welt her in der Kirche oder Versammlung Gottes Volks auf Erden geübt und getrieben, auch noch bis zu End der Welt in Uebung bleiben soll und muß, besteht darauf nämlich, daß Gott die Welt, wie Christus selbst lehrt, also geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben (Joh. 3), und wie Paulus schreibt (2. Tim. 1): Gott hat uns selig gemacht und berufen mit einem heiligen Beruf, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu vor der Zeit der Welt, jetzt aber geoffenbart durch die Erscheinung unseres Heilandes Jesu Christi, der dem Tod die Macht hat genommen, und das Leben, auch unvergänglich Wesen an das Licht gebracht durch das Evangelium." Und hernach ferner: „Wir waren auch weiland unweise, ungehorsam, irrig, dienend den Lüsten und mancherlei Wollüsten und wandelten in Bosheit und Neid und hasseten uns unter einander. Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilands, nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig durch das Bad

der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum, unseren Heiland, auf daß wir durch desselben Gnade gerecht und Erben seien des ewigen Lebens nach der Hoffnung."

Obwohl das Kirchenbuch den Geistlichen aufs Entschiedenste auflegt, die Heilige Schrift emsiglich zu lesen, recht zu verstehen und alle ihre Predigten darauf zu gründen, so empfiehlt es doch, auch die Schriften der Väter zu achten. Als guter Kirchenmann verweist der Fürst auf die Bekenntnißschriften der Kirche, nämlich die augsburgische Confession und die Concordienformel, in welchen „die Lehre unserer rechten, wahrhaftigen, christlichen Religion dargelegt sei". Es versteht sich von selber, daß die Agende für die Kindertaufe eintritt, aber auch erklärt, daß zu Gevattern nicht leichtfertige Personen, sondern ehrliche, gottesfürchtige und unserer reinen Religion zugethane Leute angenommen würden, damit nicht durch der Gevatter Unehrbarkeit oder der Eltern Geiz das heilige Sakrament der Taufe vor der Kirche geschändet würde.

Namentlich ist es der Agende darum zu thun, daß alle Sonntage die Jugend im Katechismus unterrichtet werde. Es heißt darin: „Die Pfarrer sollen mit der Jugend so freundlich und holdselig handeln, daß sie nicht von dem Katechismus abgeschreckt, sondern dazu lustig werden, wie denn unser Herr Christus selbst sich der Kinder auf das Freundlichste angenommen hat". Ein ganz einfacher Katechismus ist in dem Kirchenbuch enthalten.

In Beziehung auf Buße und Absolution ordnet das Kirchenbuch gegenüber von Mißbrauch und Irrthum das Richtige an: „Die Pfarrer sollen die Sünder zur rechschaffenen, christlichen Buße auf das Fleißigste und Ernstlichste in den Predigten ermahnen, nämlich daß ein Jeglicher, so in schwere Sünden gefallen, seine Sünde vor Gott erkenne, lasse sie ihm von Herzen leid sein, als dadurch er in Gottes Ungnade und Zorn gefallen, habe den heiligen Geist verloren und sei von Christo abgewichen, habe auch die ewige Verdammniß verdient. Er solle aber sich wieder zu Christo bekehren und von Herzen glauben, daß seine Sünde ihm von wegen Jesu Christi vergeben werde. Auch soll er fürderhin sich vor der Sünde als vor seinem ewigen Verderben hüten und wiederum in den

Gehorsam göttlichen Berufs eintreten. Das ist die Summa der Lehre von der rechten, wahren, christlichen Buße. Wiewohl nun solche Predigt, darin der Herr Christus für ein Versöhner unserer Sünden vorgehalten wird, an sich selbst eine Absolution von Sünden ist, und wer sie mit rechtem Glauben aufnimmt, der wird dadurch vor Gott im Himmel von allen Sünden absolvirt und entbunden, welcher aber nicht glaubt, dem werden alle seine Sünden vorbehalten." Freilich hält die Agende die Privatabsolution aufrecht mit Berufung auf Christi Wort zu seinen Aposteln: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Dem Mißbrauch dieser Worte tritt das Kirchenbuch aufs Entschiedenste entgegen. Namentlich dringt es darauf, daß ein jeglicher, der das Nachtmahl Christi zu empfahen begehrt, sich zuvor anzeige und seine Reue und Leid über die Sünde bekenne, auch sein Begehr nach Absolution und Vornehmen, von den Sünden abzustehen und fürderhin in christlichem Gehorsam zu leben, bezeuge, damit Niemand das Nachtmahl Christi sich selbst zur Verdammniß und der Kirche zum Aergerniß empfahe. Wie nun die Beichte gehalten werden soll, das wird in der Agende näher beschrieben. Das heilige Abendmahl wird in gemäßigt lutherischem Sinne gehalten. Die Austheilungsformel heißt: „Nimm hin und iß, das ist der Leib Christi, der für dich gegeben ist", und bei der Darreichung des Kelches: „Nimm hin und trink, das ist das Blut des neuen Testaments, das für deine Sünden vergossen ist". Im Hauptgebet ordnete der Markgraf an: „daß unser Name doch ohne Titel darin gesetzt werde, auf diese Weise, unsern gnädigen Landesfürsten und Herrn Georg Friedrich Markgraf, zu Baden, wollest du erleuchten, leiten und schützen".

In Betreff der Sprache des Gottesdienstes tritt das Kirchenbuch entschieden gegen die lateinische Sprache auf und sagt: „daß bei uns Deutschen in lateinischer und der Kirche unbekannter Sprache der Gottesdienst verrichtet worden ist, halten wir nicht allein für unnützlich und vergeblich, sondern auch für eine Strafe Gottes". „Wir ordnen, daß die Kirchengesänge bei uns Deutschen und in Kirchen unseres Fürstenthums deutsch gesungen, wie auch die anderen Aemter mit Vorlesen und Vorsprechen in deutscher Sprache geschehen sollen". Auch über die

Kirchenkleidung spricht sich das Buch aus. Es verwirft die sonderliche und levitische Kleidung der anderen Kirche, setzt aber fest: „Wir mögen leiden, daß die Diener der Kirche in allen Aemtern, so sie in der Kirche verrichten sollen, den gewöhnlichen Kirchen- und Chorrock gebrauchen und sonst auch in alleweg sich einer ehrlichen, gebührlichen Kleidung befleißigen, damit nicht allein ihr Wort und Predigt, sondern auch ihre Kleidung, Weise und Geberde eine Lehre der Tugend sei".

Daß die Geistlichen die Kranken fleißig besuchen, darauf dringt das Kirchenbuch ganz besonders, denn sie gehören zu den Beschwerlichen und Beladenenen, und zwar nicht allein wegen ihrer leiblichen Krankheit, sondern auch wegen der Sünden, des Todes und der Verdammniß, daran sie durch die Krankheit erinnert werden, große, beschwerliche Bekümmernisse und Anfechtungen haben. Die Diener der Kirche sollen sich deshalb der Kranken, die ihren Dienst begehren, mit allem Ernst annehmen und ihnen christlichen Trost zusprechen. Auch den Kranken, welche ihrer nicht begehren, sollen sie ihren guten Willen und Dienst anbieten. Es soll aber der Pfarrer die Leute vermahnen, daß sie in ihrer Krankheit mit dem Begehren des Sakraments nicht bis auf die letzte Noth verziehen, sondern sich bei Zeit lassen anzeigen, damit sie zuvor verhört, unterrichtet und getröstet werden mögen.

Der zweite Theil des Kirchenbuches enthält die fürstlichen Mandate und Ordnungen, die Kirchenzucht betreffend. Wir wollen nur Einiges daraus mittheilen. Weil das Kirchenbuch dafürhält, daß aus Hörung göttlichen Wortes reicher Segen entspringt, während die Verachtung des Wortes den zeitlichen und ewigen Fluch Gottes einträgt, so gebietet der Fürst, daß alle seine Unterthanen Sonntags und an allen Geboten- und Feiertagen die Kirche fleißig besuchen, und wenn nicht besondere Ursachen da sind, wonach sie nicht kommen konnten, so wird eine kleine Geldstrafe für das Almosen verfügt. Die Strafe wird verschärft, wenn die Verachtung des Gottesdienstes aus gottlosem Sinne geschieht. Namentlich werden auch die Beamten und alle, die eine öffentliche Stellung einnehmen, zum fleißigen Besuche der Predigt befohlen. Die Pfarrer sollen darauf Acht haben, bei Visitationen die Anzeige machen und „darinnen Niemand verschonen", sagt das Mandat.

Mit Betrübniß erklärt der Landesfürst, daß viele seiner Unterthanen das heilige Abendmahl nur einmal im Jahr, in der österlichen Zeit, aus Gewohnheit, etliche gar nicht oder doch selten genießen. Er will zwar Niemand dazu zwingen, das heilige Abendmahl, so oft es gehalten wird, zu empfahen, aber er ermahnt sie väterlich, es ofmals zu gebrauchen und sich dadurch der verheißenen Gnade und dieser kostbarlichen Seelenspeise theilhaftig zu machen. Weil er in Erfahrung gebracht hat, daß manche Abendmahlsgäste nicht mehr zur Kirche und Predigt kommen, sondern zum Wein und der Gesellschaft gehen, spielen und manche andere ärgerliche Ueppigkeit treiben, so sollen dieselben anderen zum Exempel gefänglich eingezogen und ihm Bericht darüber erstattet werden. Bei der Taufe verordnet der Fürst, daß kein Kind getauft werde, es sei denn der Vater zugegen. Gotteslästerung, Fluchen und Schwören wird mit schwerer Strafe bedroht. Auch der Zauberei und den Teufelsbeschwörern, überhaupt allem Aberglauben wird mit ernstlichen Strafen auf den Leib gerückt. Gegen die Trunkenbolde werden schwere Strafen angedroht, weil aus der Trunkenheit viele Laster entspringen, solches auch in dem Wort Gottes bei Verlust der Seligkeit verboten ist, und weil bei Kirchweihen und Fastnacht, in Kunkelstuben und dergleichen Gesellschaften vielfach die Trunkenheit und andere Sünden getrieben werden, so legt er jeder Person einen Gulden Strafe auf.

Nach der ausführlichen Eheordnung werden auch die Strafen gegen den Ehebruch und alles fleischliche Leben in den Mandaten ausgesprochen. Die Strafen gegen Ehebruch steigen so sehr, daß beim dritten Male der Ehebrecher vom Leben zum Tode verurtheilt wird.

Damit Niemand mit Unwissenheit sich entschuldigen könne, so wird angeordnet, daß jedes Jahr die Mandate zweimal von der Kanzel vorgelesen werden. Es soll Niemand verschont werden und darf ohne des Landesherrn Vorwissen keine Milderung oder Nachlaß eintreten.

6.

Aus dem Leben einiger von Georg Friedrich berufener Männer.

Wir haben schon mehrmals Männer genannt, die, von dem Markgrafen berufen, reichen Segen in der Markgrafschaft stifteten. Ich erinnere nur an den Generalsuperintendenten Weininger, an den Pfarrer von Binzen, Cherler. Wer hätte aber gedacht, daß, als man dort in Leipzig einen Jungen an der Backmulde sah, welcher tüchtig den Teig knetete, dieser Junge, Martin Moritz (Mauritius), einmal im Badischen in Schule und Kirche Bedeutendes leisten würde! Obwohl der Bäcker Andreas Moritz nicht viel in der Ehe zusammengebracht hatte, so schickte er doch seinen Martin, welcher im Jahr 1570 geboren war, in die Schule in der Absicht, ihn studiren zu lassen. Mit 15 Jahren brachte ihn der Vater nach Grimma in die Fürstenschule. Aber ach, der in die Höhe geschossene 15jährige Bursche wurde von den Vorstehern nicht für geeignet gehalten, seine Studien 6 Jahre lang auf der Fürstenschule fortzusetzen. So kam er also wieder zurück und sehen wir ihn dann an der Mulde und an dem Backofen. Aber dem Martin gefiel es dort durchaus nicht, er machte sich in der Stille auf zu seinem Vetter, welcher in Lübben in der Lausitz Kanzleischreiber war, in der Hoffnung, daß ihm dieser unter die Arme greifen werde. Aber sein Vetter schickte ihn mit dem Bescheid zurück, er solle über ein Jahr wieder kommen, wenn er besser schreiben und rechnen könnte. Wie ein Donnerschlag kam ihm die Rede vor, er half wieder seinem Vater auf dem Handwerk. Einst hörte der gezwungene Bäcker vier arme Studenten auf der Gasse zu Leipzig singen. Was thut er? Er schließt sich ihnen an und macht sich mit ihnen davon. Die fünf Sänger kommen auf ihrer Musikreise nach Köln und lassen sich öffentlich hören. Gerade hatte ein Domherr eine Mahlzeit angestellt und, um seine Gäste zu ergötzen, ließ er die Sänger in das Tafelzimmer kommen. Er fragte jeden einzelnen nach seinem Herkommen,

und als er von unserm Mauritius (so nannte er sich jetzt) vernahm, daß er von Leipzig wäre, allwo der Domherr einen Bruder hatte, stellte er den jungen Mann als Informator seiner Kinder an. Nach zwei Jahren empfahl ihn sein Patron dem Stadtschreiber zu Königsberg zu gleichem Geschäfte. Aber schon nach anderthalb Jahren schloß er sich abermals singenden Studenten an und durchreiste beinah ganz Norddeutschland. In Braunschweig lernte er den dortigen Cantor kennen, eine andere Bekanntschaft war aber viel bedeutender und erfolgreicher für seine Zukunft. Es war der berühmte Polykarpus Lyser, welcher ihn dem Stadtjunker Paulisch zur Erziehung seiner 3 Kinder empfahl. Hier hielt er drei Jahre aus. Als Lyser ihn näher kennen lernte, empfahl er ihn nach Württemberg. Auf Lysers Empfehlung hin erhielt er ein Stipendium auf fünf Jahre. Seine Studien betrieb er so eifrig, daß er 1595 schon Magister wurde, und im Jahr nachher stellte ihn der Baron Wolfgang von Hofkirchen zum Hofmeister seiner Söhne an. Dadurch kam er nach Oesterreich und erhielt dort noch mehrere adelige Jünglinge in seinen Unterricht. Als Kaiser Rudolf II. ihn rühmen hörte, ließ er ihm wegen seiner „guten Sitten, Tugend und Vernunft" ein prachtvolles Wappen ausstellen. Im Jahr 1601 reiste er von Wien mit seinen Zöglingen nach Tübingen. Schon im Jahr nachher hielt er unter dem Vorsitz des bekannten Theologen Hafenreffer eine Disputation über die Kindertaufe und setzte sich durch seine Gelehrsamkeit bei der ganzen Universität in hohe Achtung. Gerade damals suchte der Markgraf Georg Friedrich einen Rektor für seine neuerrichtete Schule zu Sulzburg. Wir wissen ja, daß die Reformation in Baden hauptsächlich von Württembergern eingeführt wurde; der Sohn des Reformationsfürsten blieb bei dieser Quelle, und die Professoren in Tübingen wußten ihm keinen besseren Mann vorzuschlagen als Mauritius. Nachdem er sich von seinen jungen Herren mit dem besten Zeugniß der Treue und des Fleißes verabschiedet hatte, zog es ihn nach Leipzig. Lebte doch dort noch seine liebe, gute, treue Mutter, von der er Abschied nahm. Die Berufungsurkunde des Markgrafen ist von großem Interesse. In der Urkunde verlangt er von dem Rektor, daß er seinen möglichst äußersten Fleiß anwende, „damit diese ihm vertraute Schule dem Allmächtigen

zu Lob und Ehre, diesen Landen zum Guten, auch ihm selbst zum Ruhm kommen möge, besonders aber solle er allen Fleiß für wenden, damit die Jugend forderst zur Zucht und Gottesfurcht gewöhnt werde". In der Schule soll natürlich Latein und Griechisch, Dialektik und Rhetorik unterrichtet werden. Nicht nur mit der Ruthe und mit Streichen, sondern vielmehr durch andere Mittel, z. B. durch Lob und Tadel, sollen die Schüler zum Lernen angereizt werden. Vier oder fünf Stunden täglich muß Schule gehalten werden. Der Rektor soll auch auf seine Kollegen fleißig Aufsicht halten. Der Fürst empfiehlt ihm, auch auswärtige Schüler in Kost zu nehmen. Auch wird die Musik empfohlen. Vierteljährige Aufkündigung wird beiden Theilen bewilligt. Sieben Jahre führte er das Rektorat, die Schule gedieh sehr. Freilich gab es auch Manches, worüber zu klagen war, so daß der Markgraf ihn zum Adjunct des Pfarrers von Auggen ernannte, welcher der Schwiegervater war. Mit seinem Abgang von Sulzburg sank die Schule und hörte fast auf, als nach dem schnellen Tode des Markgrafen Ernst Friedrich im Jahre 1604 Georg Friedrich die Regierung über die ganze Markgrafschaft übernahm. Als der Schwiegervater des Mauritius mit dem Tode abgegangen war, erhielt er nicht die Pfarrei Auggen, sondern Hauingen im schönen Wiesenthal. Im Jahre 1615 wurde er Pfarrer von Kandern. Nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht war er, wie so manche andere Geistlichen, genötigt, den Exulantenstab zu ergreifen. Er floh mit seiner Familie nach Basel und verwechselte in seinem 63sten Jahre die Zeit mit der seligen Ewigkeit.

Ein Generalsuperintendent des Markgrafen Georg Friedrich war A n t o n i u s M y l i u s oder M ü l l e r. Seine Eltern waren wohl angesehene Bürgersleute von Augsburg. Die Geburt dieses Sohnes im Jahre 1562 erfreute die Eltern sehr. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt machte Anton ausgezeichnete Fortschritte, so daß er bald die Universität in Tübingen beziehen konnte. Er hätte gerne seine Studien längere Zeit zu Straßburg fortgesetzt, aber der Markgraf Jakob ernannte ihn schon im Jahre 1586 zum Pfarrer der beiden Gemeinden Bickensohl und Bischoffingen. Als im Jahre 1598 der Superintendent von Emmendingen, Nisäus, gestorben war, wußte der

Markgraf Georg Friedrich keinen würdigeren Nachfolger als unseren Mylius, und bei der Verlegung seiner Residenz nach Durlach nahm er seinen lieben Mylius mit, machte ihn zum Stadtpfarrer von Durlach und übertrug ihm sogar die unterländische Generalsuperintendentur. Er war ein so tüchtiger Gottesgelehrter und Geschäftsmann, daß er einen Sitz in dem Consistorium erhielt. Wäre das Colloquium, von dem wir nachher erzählen werden, in Durlach zu Stande gekommen, so wäre jedenfalls Mylius einer der Wortführer gegen die Jesuiten gewesen. Seinem Predigtamte lag er mit Ernst und ohne Menschenfurcht ob. Diese Furchtlosigkeit lernte auch der Kanzler Breitenacker kennen, welcher mit einigen anderen weltlichen Räthen die Kirche mit Gewalt beherrschen wollte. Zu seinem großen Schmerze vernahm er die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Wimpfen und mußte ansehen, wie die feindlichen Völker in das badische Gebiet eindrangen und wie Tyrannen hausten. Aber als ein getreuer Hirte seiner Schafe floh er nicht. Damit aber seine Augen nicht den vollen Jammer sehen sollten, nahm ihn der Herr am 5. September 1522 dahin, wovon der Herr sagt: Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.

Ein anderer Augsburger war der Rector Thomas Wegelin. Sein Vater war ein Wollenweber. Kaum hatte der im Jahre 1577 geborene Thomas die Kinderjahre zurückgelegt, so besuchte er das Gymnasium. Zu seiner Universität wählte er Wittenberg. In 4 Jahren vollendete er seine Studien. Er war im Begriff, eine Information in Oesterreich aufzusuchen. Auf seiner Reise dorthin wurde ihm in Regensburg die Professur der Poesie angetragen. Er nahm sie an, aber schon nach 4 Jahren entschloß er sich, einige adlige junge Herren aus Oesterreich nach Tübingen zu begleiten. Er schrieb hier mehrere gelehrte Schriften, so daß ihm die Universität die höchste Würde in der Theologie anbot. Unser junger Doctor begab sich im Jahr 1608 nach Straßburg zur Fortsetzung seiner Studien. Aber als der Markgraf Georg Friedrich ihm im Jahr 1611 das Diakonat in Pforzheim antrug, nahm er dasselbe mit Freuden an, und als sieben Jahre nachher das Rectorat zu Durlach vacant wurde, besetzte es der Markgraf mit unserm Wegelin und machte ihn zugleich zum Stadtpfarrer bei der Stephanskirche. Als die Markgrafschaft mit fremden Völkern heimgesucht wurde,

verließ Wegelin das Land und wurde theologischer Professor in Straßburg. Dort starb er auch im Jahre 1529.

Wir haben es abermals mit einem Unterländer Generalsuperintendenten zu thun, es ist Isaak Föckler, ein Pfarrerssohn. Seine Vorfahren waren meistens gelehrte Leute, so daß Kaiser Karl V. seinen Großvater mit einem Wappenschild beehrte. Der Enkel Isaak besuchte vier Universitäten, nämlich Tübingen, Straßburg, Wittenberg und Rostock. Nach absolvirten Studien begab er sich auf einige Zeit nach Kärnthen, aber hier hatte bereits die römische Reaction Fortschritte gemacht, so daß Föckler im Jahre 1609 Kärnthen verließ und in sein badisches Vaterland zurückkehrte. In Schopfheim, wo sein Vater Stadtpfarrer war, wurde ihm das Diakonat übertragen, aber bald zog er als Stadtpfarrer in dem schönen Badenweiler ein. Es währte nicht lange, so wurde er Pfarrer zu Emmendingen und Superintendent über die Markgrafschaft Hochberg, ja anno 1623 wurde er sogar unterländischer Generalsuperintendent, Mitglied des Consistoriums und Stadtpfarrer zu Durlach. Noch während seines Pfarramtes in Emmendingen sprach er sich entschieden gegen den Krieg mit dem Kaiser aus: „Geht es wider den Kaiser, so habe ich kein Herz dazu. Der Kaiser ist unser Oberhaupt, dem soll man trauen und sich keineswegs in der Meinung, die Religion zu beschirmen, durch Krieg an ihm vergreifen." Der Markgraf erhielt Nachricht von diesen Reden, und als er nach der verlorenen Schlacht bei Wimpfen Hochburg bei Emmendingen zum Aufenthalt ausersehen hatte, ließ er unsern Föckler zur Tafel rufen und hielt ihm bei dieser Gelegenheit seine Reden vor. Föckler blieb bei seiner Ansicht stehen, „allein Föckler", sagt ein alter Bericht, „verbrannte hiermit sein Maul gewaltig", der Herr Markgraf nahm diese Widerrede mit Ungnade auf. Schon am folgenden Tage schickte der Markgraf durch den Oberamtmann unserm Föckler den Reichsabschied, woraus derselbe die Rechtmäßigkeit des Krieges ersehen konnte. Föckler ließ sich aber nicht überzeugen. Was ihn dem alten Markgrafen und seinem Sohne, dem regierenden Markgrafen Friedrich V., unangenehm machte, war seine Stellung, welche er in dem zwischen Tübingen und Gießen ausgebrochenen Lehrstreit einnahm. Wir können hier nicht die theologische Streitigkeit entwickeln, aber Vater und Sohn hielten an der Concordienformel fest, während

Föckler sich auf Seite der Gießener schlug, welche bekanntlich in der Lehre von der Gottheit und Menschheit Christi die Gottheit zurücktreten ließen. Beide Fürsten disputirten öfters mit unserm Föckler, aber ohne Erfolg. Föckler war überhaupt ein gerader Charakter. Das bewies er namentlich dem Kanzler Breitenacker gegenüber. Als derselbe zum heiligen Abendmahl gehen wollte und sich bei Föckler zur Privatbeichte meldete, hielt er dem Kanzler seinen Wucher vor. Es ist bekannt, daß damals eine arge Verwirrung in den Münzangelegenheiten des Deutschen Reiches herrschte. Man setzte die Münzen sehr herunter, es war die bekannte Kipper- und Wipperzeit. So hatte der Kanzler 1000 schlechte Gulden einem Schuldner geliehen und verlangte 700 gute Gulden zurück. Deswegen verweigerte Föckler dem Kanzler die Absolution, uud ertheilte sie ihm erst, als er die Forderung auf 500 ermäßigte. Daß er damit in ein Wespennest stach, versteht sich. Besonders trat er mit den übrigen Geistlichen in Durlach gegen die große Gewalt auf, welche die weltliche Obrigkeit in Kirchensachen ausübte. In einer Predigt, die er im Advent 1625 in Durlach hielt, rechnet er unter andern Vorboten des jüngsten Tags 1) die Uneinigkeit in der Lehre, 2) die weltliche Kirchenbeherrschung und 3) die Schwächung des Kaiserthums. „Mit dieser Predigt stieß er", wie ein alter Bericht sagt, „dem Faß vollends den Boden aus." Von Seiten der Regierung wollte man ihn auf eine Pfarrei im Oberland, nämlich nach Egringen, versetzen; er ging endlich aus dem Land. Obwohl er in manchen Fragen Recht gehabt hat, vergaß er sich doch so weit, daß er in einer gedruckten Predigt 1629 die Vertheidigung des kaiserlichen Restitutions-edicts übernommen hat. Wer hätte denken sollen, daß ein protestantischer Geistlicher ein Edict vertheidigte, welches den Ruin der evangelischen Kirche bezweckte? Trotzdem blieb er in der evangelischen Kirche.

Ein treuer Diener der evangelischen Kirche war Konrad Jennich. Er stammte aus dem Mömpelgardischen und war geboren im Jahre 1556, dem Jahre der badischen Reformation. Schon von Kind auf zeigte er viel Lust zum Studiren. Seine Studien machte er in Straßburg und zog dann als Student nach Tübingen, wo er die berühmten Lehrer Andreä, Schnepf und Andere hörte. Im Kraichgau versah er zuerst geistliche Stellen, bis er im

Jahre 1592 einen Ruf als Stadtpfarrer und Superintendent in Durlach erhielt. Als jedoch der Markgraf Ernst Friedrich sich leidenschaftlich der calvinischen Richtung hingab, mußte Jennich, wie mehrere andere Lutheraner, weichen. Kaum hatte aber der Markgraf Georg Friedrich im Jahr 1604 die Regierung der unteren Markgrafschaft übernommen, so dachte er alsbald an den treuen Jennich und machte ihn in Pforzheim, welches dem Markgrafen sehr am Herzen lag, zum Pfarrer und Superintendenten daselbst. Er war ein Muster eines evangelischen Geistlichen. Bis in sein Alter schrieb er seine Predigten nieder. Luthers Schriften liebte er ungemein, was für Saft und Kraft darin stecke, könne man nicht genug rühmen, äußerte er. Der Psalter Davids mit den Summarien Selneckers diente ihm zu inniger Erbauung. Je länger er darin lese, desto lieber sei es ihm. Als eine Feuersbrunst in seiner Nachbarschaft ausbrach, nahm er dieses Büchlein mit den Worten: „Wenn mir nur dieses bleibt, so habe ich Schatzes genug". Am Tage Matthiä befiel ihn einst eine körperliche Schwachheit, da ließ er seinen Diakonus Johann Agricola sammt etlichen Rathsherren kommen. „Weil ich besorge", sagte der Kranke, „Gott möchte mich bald von dieser Welt abfordern und ich nicht mehr in meine Kirche kommen könnte, so will es sich nicht schicken, daß ich hinter der Thür Urlaub nehme. Damit also Jedermann sehe, wie ich auf das leben und sterben will, was ich bisher gelehrt, so will ich auch mein Bekenntniß öffentlich verrichten." Das that er denn jetzt in Aller Gegenwart und empfing das heilige Abendmahl. Er erholte sich zwar wieder so weit, daß er noch einmal predigen konnte, aber es war nur ein kurzes Aufflackern der Lebensflamme. Am letzten Tag seines Lebens sang er noch das schöne Sterbelied: „Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott". Mit fröhlichem Muth hielt er noch mit den Seinigen die Abendmahlszeit. Als er aber aufstund, fühlte er einen nahenden Schlagfluß, eilte seinem Bette zu, konnte es jedoch kaum erreichen. Mit dem Seufzer: „Ach Jesu, hilf mir!" war er entschlafen.

Wenn auch nicht während der Regierung des Markgrafen Georg Friedrich, wurde unter der seines Sohnes Friedrich, gewiß nach Besprechung mit seinem Vater, Johann Konrad Göbel senior und Pastor zu St. Anna in Augsburg, nach Baden

berufen. Schon längst hätten die Römischen gerne eine Gelegenheit gefunden, hinter ihn und seine Amtsgenossen zu kommen. Wer sucht, der findet, und wenn auch die Ursache vom Zaun gebrochen wäre. In einer Predigt handelte Göbel nach dem zweiten Artikel der augsburgischen Confession von der Erbsünde und ihrer Fortpflanzung und stellte den Satz auf, daß die Seelen der Kinder von den Seelen der Eltern herkommen. Da klagten die Katholiken bei dem Magistrat, daß die lutherischen Prediger von der augsburgischen Confession abgewichen. Es war ihnen natürlich nicht um die Reinheit der Lehre zu thun, sondern sie hätten gern eine Ursache gehabt, die Prediger aus der Stadt zu vertreiben. Göbel mußte sich rechtfertigen. Am 8. August 1629 eröffnete ihnen auf dem Rathhaus die kaiserliche Commission den Abschied. Da lenkte der Herr der Kirche das Herz des regierenden Markgrafen von Baden auf den Bekenner Göbel. Er berief den Exulanten zu seinem unterländischen Generalsuperintendenten und Hofprediger. Göbel konnte aber seine liebe Gemeinde in Augsburg nicht vergessen, er tröstete sie in einer Schrift, die er an sie richtete, und ermahnte sie, bei der erkannten und bekannten Lehre des heiligen Evangeliums zu beharren. Als der große Siegesheld, der Schwedenkönig Gustav Adolf, in Augsburg einzog, war eine seiner ersten Verfügungen, daß er Göbel zurückrief. Mit Freuden nahm derselbe diesen Ruf an. Gerade wurde seine alte Kirche zu St. Anna restaurirt, und er mußte seine Antrittspredigt in der Klosterkirche zum heiligen Kreuz halten. Das war die Kirche, in welcher am meisten wider das Evangelium gelästert wurde, und jetzt hatte sich die Lage so geändert, daß die frohe Botschaft von dem gekreuzigten und erhöhten Heilande hier ertönte.

7.

Ein Colloquium ohne Anfang und ohne Ende.

Zu Ende des Jahres 1612 erhielt unser Markgraf Georg Friedrich einen Besuch von dem Prinzen Franz von Loth-

ringen. In ihren Gesprächen kamen sie auch auf Religion zu reden. Denn damals schämte man sich nicht, die Religion zum Gegenstande ernster Unterhaltung zu machen. Der Prinz äußerte unter anderem, er habe einen solchen gelehrten Mann, welcher im Stande sei, die Aechtheit der römischen und die Unächtheit der lutherischen Kirche zu erweisen, und dazu allein die Bibel gebrauche. Der Markgraf, seiner Sache gewiß, verstand sich zu einer förmlichen Disputation und einem öffentlichen Colloquium, nur hing er die Bedingung daran, der Prinz dürfe keinen Jesuiten mitbringen. An einem Montage, es war der 28. Juni 1613, stellte sich der Prinz von Lothringen wirklich ein, brachte aber zwei Jesuiten mit sich, von denen der Pater Gontier der bedeutendere war. Des anderen Tages ließen diese Jesuiten dem Markgrafen eine Disputationsordnung, sowie die Thesen, über welche das Gespräch gehalten werden sollte, einhändigen.

Was die Ordnung betrifft, so sprachen sie den richtigen Grundsatz aus, daß eine gewisse Richtschnur festgehalten werden müsse. Sie schlugen in dieser Hinsicht vor, daß aus der augsburgischen Confession und Luthers Katechismus etliche vermeinte Irrthümer wider die römische Kirche vorgebracht würden. Sie verlangten weiter, daß man nur Zeugnisse heiliger göttlicher Schrift auf die Bahn bringe, welche die Glaubensartikel der römischen Kirche verdammen und andre entgegenstehende Glaubensartikel an die Stelle setzen. Ein jeder Artikel solle bis zum Schlusse verhandelt werden und Niemand dazwischen einreden dürfen. Beide Theile sollen unterschreiben, ob die Heilige Schrift die streitigen Artikel und Fragen in eigenthümlichen Redensarten bezeuge oder nicht.

Die Fragen, welche sie abgehandelt wünschten, waren: 1) daß die Messe kein Versöhnopfer sei, 2) daß die Ehe kein Sakrament sei, 3) daß nicht mehr als zwei Sakramente seien, 4) daß kein Fegfeuer sei, 5) daß wir allein durch den Glauben gerecht werden, 6) daß die Heiligen nicht anzurufen seien, 7) daß die römische Kirche nicht sei die wahre Kirche, von Jesu Christo auf St. Petrum gegründet, 8) daß die vierzigtägigen Fasten und der Priester Cölibat oder eheloses Leben gottlos seien, 9) außer der Heiligen Schrift wollen wir keine normam oder Richtschnur zulassen, damit kund werde, ob das=

jenige, dessen die römische Kirche beschuldigt wird oder bezüchtiget, in derselbigen Schrift stehe oder nicht, 10) es solle kein Abtritt von einer Proposition zu der andern zugelassen werden, man sehe denn zuvor derselbigen klaren und hellen Beweis oder Verweis.

Als der Markgraf diese Sätze gelesen und erwogen hatte, ließ er durch den Grafen Otto von Salm und seinen Rath Georg Friedrich Maisisch dem Prinzen mündlich erwidern, daß bis auf einen alle vorgelegten Sätze verneinend wären, und also dem Theile, der sie bejahe, der Beweis obliege, besonders da der Prinz sich anheischig gemacht habe, einen solchen Mann zu bringen, der die päpstliche Religion genügsam zu vertheidigen wissen werde. Zudem seien noch wichtigere Artikel streitig, deshalb wolle der Markgraf solche aufsetzen, daneben aber auch die vorgeschlagenen behandeln lassen. Der Lothringische Prinz erwiderte, er habe an den vor einem halben Jahre in der Karlsburg gefaßten Entschluß fleißig gedacht, Luthers Katechismus durchlesen und sich gemerkt, daß die augsburgischen Confessionsverwandten sich deshalb von den römischen Katholiken getrennt hätten, weil die Lehre derselben nicht, wie die jener, auf Gottes Wort sich gründe, sondern aus demselben widerlegt werden könne. Er sei daher in den genannten Lehren zweifelhaft geworden und wünsche zu wissen, ob sie in der Heiligen Schrift gegründet oder ihr zuwider seien. Er halte es für unnöthig, daß der Herr Markgraf noch einige Artikel hinzu thue, da nicht der Herr Markgraf, sondern er sich unterweisen lassen wolle. Sollte er bei Behandlung dieser Artikel noch mehr Zweifel bekommen, so werde er, der Herzog, um weiteren Unterricht ansuchen. Uebrigens habe er nichts dagegen, mit welchem Artikel man bei dem Colloquium den Anfang machen wolle. Die fürstlichen Abgeordneten gaben dem Markgrafen davon Bericht, welcher sich unter dem Vorbehalt damit einverstanden erklärte, daß auch er einen Artikel vorschlagen und zur Behandlung bringen lassen könnte. Darauf antwortete der Prinz, er habe an allen proponirten Punkten Zweifel, also müßten solche auch nach einander erörtert werden, und er hoffe, daß dieser Weg dem Herrn Markgrafen nicht zuwider sei. Der Markgraf wollte auch darauf eingehen, aber weil es keine Disputation, sondern ein freundlich Gespräch sein

solle, so meinte er, es dürfte auch dies und jenes zu besserer Erläuterung aus Heiliger Schrift hinzugefügt werden. Allein der Herzog erklärte, sein Begehren bestehe darin, daß aus der Bibel mit gleichlautenden Worten seine Artikel bewiesen würden, und zwar ohne einige Weitläufigkeit und Schlußfolge, worauf er sich nicht verstehe, doch so viel Verstand von Gott habe, daß er die Bibel in französischer Sprache lesen könne, so daß man den Text bloß aufzuschlagen habe, was nur kurze Zeit erfordere. Weder seine, noch des Herrn Markgrafen Theologen hätten viel dazu zu reden, sondern man möchte nur die Heilige Schrift den Ausschlag geben lassen. Der Markgraf ließ ihm darauf sagen, daß diese neue Art des Gesprächs zu keinem Ziele führen werde, wenn man nämlich bloß die Bibel aufschlagen, was darin stehe, zeigen und nichts dazu reden sollte, indem reden und schweigen zweierlei sei. Doch wenn des Herrn Herzogs Meinung wäre, nicht dem bloßen Buchstaben anzuhängen, und er die Artikel, wie sie lauteten, bewiesen haben wollte, so würde es dem Herrn Markgrafen nicht schwer fallen, aus Heiliger Schrift, die ein jeder Christ durch Gottes Gnade leicht verstehen könne, jegliches zu beweisen. Wolle man aber den Buchstaben der Artikel haben, so müsse man daraus abnehmen, daß die Jesuiten nur einen Ausweg suchten und ihrer eigenen Sache nicht trauten. Der Herzog blieb bei seinem Vorschlage stehen. Weil Luther sage, die papistische Religion sei der Schrift zuwider, hingegen die augsburgische Confession in Gottes Wort gegründet, so wolle er mit hellen Worten seines vermeintlichen Irrthums überführt sein, also daß man nur sagen dürfe: „Hier steht klar geschrieben, es ist kein Fegfeuer, und dergleichen". Könne man das, so werde nicht nur er zu den Lutheranern treten, sondern auch seine Theologen würden nächsten Tags die Kanzel besteigen und Luthers Lehre predigen. Sonst habe er keine Ursache, an seinem Glaubensbekenntniß zu zweifeln. Die Deputirten hielten entgegen, daß dann auch nicht die Dreieinigkeit Gottes bewiesen werden könne. Christus habe den Sadduzäern die Auferstehung der Todten auch schlußweis bewiesen. Darauf antwortete der Gegentheil, daß diese Artikel nicht strittig seien und aus Gottes Wort deutlich bewiesen werden könnten. Der Herzog blieb bei seiner Ansicht, der Markgraf verfügte sich noch in dessen Zimmer und hatte eine lange Unterredung mit ihm,

jedoch ohne Erfolg. Der Herzog erklärte, daß er dessen ungeachtet jeder Zeit sein guter Freund und Vetter bleiben werde.

Das ist das Ende eines Colloquiums, welches nicht einmal einen Anfang gehabt hat. Kaum war aber der Jesuit Gonterius wieder zu Hause, so ließ er auch schon eine Broschüre, natürlich zu Gunsten der römischen Kirche, ausgehen, aber der Diakonus Wegelin in Pforzheim antwortete noch im Jahr 1613 in lateinischer und deutscher Sprache darauf in der Schrift: „Wahrhafte und glaubwürdige Relation von dem theologischen Discurs zwischen Herrn Georg Friedrich, Markgrafen zu Baden und Hochberg, und Herrn Franzen, geborenem Herzog aus Lothringen, zu Durlach am markgräflichen Hof angestellt und von desselbigen Convents Fort- und Ausgang. Sammt angehängtem Judicio von dem neuen und zuvor unerhörten Meisterstück der Jesuiten, das da soll bewährt und gültig sein wider alle Ketzereien als eine kostbare Seelenarznei und Panacee.“ Das Schriftchen erschien in Straßburg. Wegelin beweist unter anderem darin, daß man in streitigen Religionssachen die Folgerungen zugeben müsse, daß die Jesuiten Manichäer und Donatisten seien, nach Bellarmins Zeugniß die Wörter Messe und Fegfeuer nicht in der Bibel ständen. Auch die Jesuiten gaben in Ingolstadt eine „kurze Relation von dem Colloquio zu Durlach“ heraus, worin sie behaupten, einen unerhörten Sieg davongetragen zu haben. Diese Schrift des Jesuiten Vetter fand ihre baldige Widerlegung durch Binder und Lukas Osiander. Es sind darin die schon oft vorgetragenen Wahrheiten der evangelischen Kirche aufs Neue schlußbündig dargestellt, wie sich das von einem Manne, wie Lukas Osiander, nicht anders erwarten läßt. Auf feine Weise hat man damals nicht gestritten. Da muß man sich schon auf einige Derbheiten und grobe Kraftausdrücke gefaßt halten.

8.

Aus dem häuslichen Leben des Markgrafen.

Georg Friedrich hatte noch nicht das 20ste Lebensjahr erreicht, war er schon in die Ehe getreten. Seine Auserkorene war Juliana Ursula, eine Tochter des Wild- und Rheingrafen Friedrich. Ihren Geburtstag feierte sie in demselben Jahre, wie ihr Gemahl. Es war eine glückliche Ehe. Sie erfreute ihren Eheherrn mit 15 Kindern. Man rühmte an ihr eine besondere Klugheit, Leutseligkeit, Gütigkeit, Demut und ein gar holdseliges Wesen. Von Georg Friedrich dürfen wir voraussetzen, daß er keine andere Gemahlin erwählt haben wird, als welche seinen Glaubensstandpunkt theilte. Sie war auch wirklich eine herzlich fromme Fürstin. Schon ein Jahr nach ihrer Verehelichung wurden sie mit einer Tochter Katharina Ursula erfreut. Sie wurde eine wissenschaftlich tüchtige Prinzessin, sie sprach und schrieb die lateinische Sprache mit großer Gewandheit. Im Jahr 1613 begleiteten sie ihre Eltern nach Kassel, wo sie mit dem Landgrafen Otto von Hessen vermählt wurde. Sie starb aber schon drei Jahre nachher in Kindsnöthen. Ihre Schwester Anna Amalia wurde die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Nassau-Saarbrücken. Sie hatte den Sinn ihrer lieben Eltern. Eine andere Tochter war Sybilla Magdalena, die Gemahlin des Grafen von Nassau-Idstein. Von zwei Söhnen der Ehe der Eltern reden wir hernach. Auch in der glücklichsten Ehe tritt ein Augenblick ein, in welchem die Ehe geschieden wird. Im April des Jahres 1614 riß der Tod die Gemahlin Juliana Ursula von der Seite Georg Friedrichs.

Einige Monate nach dem Tode seiner ersten Gemahlin trat der Markgraf aufs Neue in den Ehestand. Diesmal war die Erwählte aus dem gräflichen Hause Erbach, er that keinen Fehlgriff, obwohl dem Stande nach eine Oktave tiefer gegriffen war. Die Grafen von Erbach hatten bald zur Zeit der Reformation der Wahrheit die Thore geöffnet. Die Auserkorne hieß Agatha, eine Tochter des Grafen Georg von Erbach und der Gräfin

Anna von Solms. Nachdem sie den 16. Mai 1581 das Licht dieser Welt erblickt hatte, wurde sie bald, wie ein alter Bericht sagt, in der heiligen Taufe „dem theuren Gnadenbund und Gemeinschaft der heiligen Dreifaltigkeit einverleibt". Sie wuchs in aller Gottesfurcht im elterlichen Hause auf, auch verweilte sie „geraume Zeit bei dem uralten löblichen Haus Rappoltstein". Ihre Tante war nämlich eine Freifrau von Rappoltstein. Diese erzog sie in allen christlichen und löblichen Tugenden. Im Hause ihrer Tante ging es ganz bürgerlich her. Da konnte man die Gräfin Agatha alles besorgen sehen, was zum Hauswesen gehört. Manche Bürgerstochter hätte das kaum gethan, was sie that. Das ging ihr denn immer nach, daß sie auch bei ihrer Erhöhung in den fürstlichen Stand gerne etwas Nützliches und Künstliches mit ihrer Hand gearbeitet hat. Dabei war ihr das Christenthum nicht Nebensache, sondern der Mittelpunkt ihres Herzens und Lebens. Tief gegründet in der heilsamen Erkenntniß Jesu Christi las sie Morgens und Abends in der Heiligen Schrift und in anderen nützlichen theologischen Büchern, und das Gebet fehlte dann nicht. Manchmal äußerte sie den Wunsch, sie möchte nur alle Tage „Predigt hören". Man rühmte von der Gräfin ihre Verträglichkeit und Versöhnlichkeit. Wurde sie von Jemanden beleidigt, so faßte sie doch keinen Unwillen auf ihn und hat seiner „niemalen in Ungutem gegen Andre gedacht, noch es auch die Person im wenigsten entgelten lassen". Kam Unglück über sie, so wußte sie sich aus Gottes Wort fein zu trösten. Gegen Arme und Dürftige zeigte sie eine gar freigebige und gütige Hand.

Diese und andere christliche Tugenden machten die holdselige Jungfrau zum Gegenstande der Verehrung von Männiglich. Unser Markgraf selbst, wie wir wissen, ein ächter Christ, fühlte sich deshalb auch zu ihr hingezogen. Am 23. Oktober 1614 wurde die Vermählung gefeiert. Georg hatte an ihr wirklich eine Stütze und eine gute Mutter für seine Kinder. Sie gebar ihm drei Töchter, wovon eine schon in frühster Jugend gestorben ist. Ihre Mutter, die Markgräfin Agatha, war die Freude des ganzen Landes, ein Muster häuslicher Tugenden und eine rechte Landesmutter. Arme und kranke Leute haben reichlich ihre Liebe erfahren. Sie half mit Rath und That, mit Geld, Arznei und anderer Nothdurft. Sie lebte im Umgange mit Gott. Als ihr

Gemahl im Kriege war, ordnete sie tägliche Gebetsstunden in ihrem Zimmer an. Da konnte man sie auf den Knieen liegen sehen, wie sie Gott anrief, „sein väterlich Angesicht wolle Gefahr und Noth abwenden, und in seiner h. Engel Schutz ihren liebsten Fürsten und Herrn mit allen den Seinigen gnädiglich ihm lassen befohlen sein".

Doch sollte sie nicht zu lange auf dieser Erde wandeln und noch vor dem Unglück ihres Gemahls zu ihrer Ruhe eingehen. Schon drei Jahre vor ihrem Tode hatte sie Kränklichkeit heimgesucht, im Jahr 1621 aber wurde sie sehr hinfällig. Ihre Kräfte sanken zusehends. Im April stellte sich ein Fieber ein, doch erholte sie sich wieder etwas. Das heilige Abendmahl genoß sie während des Jahres mehrmals, besonders in der österlichen Zeit. Es geschah nie, ohne daß sie vorher nach guter alter Ordnung ihre Beichte vor dem Prediger abgelegt hatte. Auch diesmal hatte sie „ihre Sünd herzlich erkennt, lassen leid sein und sich der Absolution und Vergebung der Sünden in wahrem Glauben an Christum aufgerichtet und getröstet, darauf auch neben andern in der fürstlichen Hofkapell zur Stärkung des Glaubens und Versicherung der Sünden Vergebung des Herrn Abendmahl andächtig empfangen". Ihre leibliche Besserung hielt jedoch nicht Stand, die Krankheit nahm rasch zu.

Da lag die theure Kranke, nicht eine Spur von Ungeduld und Unwillen regte sich bei ihr, sondern sie übergab sich ganz kindlich in Gottes Willen. Zuletzt aber setzte es noch einen schweren Kampf ab, hören wir darüber den alten Berichterstatter: „Da es nicht mehr fern vom Ende und Ausgang des Lebens ward, haben Sie in Geduld Christo dem Herrn still gehalten, unablässig geseufzet, mit den Augen, so Sie sonsten verschlossen hielt, einmal über sich gesehen, und mit diesen kläglichen Worten, so aus dem tiefen Abgrund des gläubigen Herzens gewißlich geflossen, sich hören lassen: Ach Gott, ach Gott! als wollten Sie sprechen: Wie lang vergissest du mein? Verkürze mir doch um meines Erlösers Jesu Christi Todeskampfs willen meine Schmerzen und nehme meine Seele in deine Händ". Diesen Auftritt erzählt der Hofprediger Ezechiel Frei, der auch gefühlt und geahnt hat, was noch alles über das Markgrafenthum Baden hereinbrechen werde und der von ihr sagt, daß sie „durch einen seligen Abschied zu Ruh und Frieden kommen, entronnen

großem Unglück, gefreit von aller Gefahr, Anfechtung, Angst und Noth". Zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags am 30. April 1621 stand ihr Athem stille, sie war nur 7 Jahre in der Ehe und wurde in der Gruft zu Pforzheim beigesetzt. Dieser Todesfall ging ihrem Gemahle sehr nahe.

Vereinsamt und durch die Anstrengung und Aufregung der letzten Zeit angegriffen, glaubte er nicht, als Wittwer den Rest seines Lebens zubringen zu sollen. Er griff diesmal noch tiefer. Die Erkorne war die Tochter des Amtmanns Johann Thomas Stolz von Staufenberg. Am 20. Juli 1621 stand er mit seiner Elisabeth vor dem Altar zur Trauung. Nur ein Töchterlein, welches schon in der Wiege starb, war die Frucht dieser Ehe. Sie war ihm eine treue Stütze in seinem Alter und starb 14 Jahre nach seinem Heimgang den 14. Mai 1652. Es ist schade, daß wir so wenig von ihrem Leben und ihrem Ende wissen. Von dem Markgrafen dürfen wir überzeugt sein, daß er sich die richtige Gemahlin erwählt hatte.

Sind wir einmal mitten in dem häuslichen Leben des Markgrafen, so dürfen wir doch nicht einige seiner Kinder vergessen. Den Erbprinzen Friedrich wollen wir übergehen, sonst müßten wir die Geschichte seiner Regierung, die eine trübsalsvolle war, erzählen. Dazu wäre aber eine eigene Biographie nöthig. Einer von Georg Friedrichs Prinzen war der Markgraf Karl. Am 21. Mai 1598 kam er auf die Welt. Kaum hatte er das sechste Lebensjahr zurückgelegt, so ward er schon in Unterricht genommen. Lesen und Schreiben und besonders der Katechismus machten den ersten Stoff seines Unterrichts aus. Seine Hofmeister und Lehrer, welche von den Eltern sorgfältig ausgewählt waren, haben „diesen jungen Prinzen in wahrer Gottesfurcht, fürstlichen Tugenden, freien Künsten und Sprachen auf das Treulichste auferzogen". Diese Erziehung schlug auch gut an. Der Prinz Karl liebte hernach gelehrte Leute und studirte auch späterhin fort, soviel es ihm seine Geschäfte erlaubten. Besonders pflegte er die Musik. Daß ihm sein Christenthum am Herzen lag, konnte man daran erkennen, daß er fleißig und gerne Gottes Wort hörte und das h. Sakrament des Abendmahls oft genoß. Wenn die reine Lehre angegriffen wurde, stand er für dieselbe treulich ein. Viel und oft, bezeugte der Hofprediger Wibel von ihm, habe der Prinz von

der Eitelkeit der Welt gesprochen. Auch er habe in der Welt seine Lust gesucht, aber nichts als Eitelkeit und Unlust dabei empfunden.

Nachdem er auf solche Weise in Frömmigkeit und Wissenschaften Grund gelegt hatte, schickte ihn sein „geliebter Vater“ auf Reisen, damit er sich weiter ausbilde. Frankreich, die Niederlande und England suchte er auf. Im Süden kam er nach Savoyen und in das übrige Italien. Er besuchte sogar die Insel Malta. Wohin er auch kam, da ehrte man den Prinzen. Er war aber auch ein reich begabter Jüngling. Besonders zeichnete er sich durch Tapferkeit und Unerschrockenheit aus. Schon in seiner Kindheit konnte man das an ihm sehen. Im Schloßgarten zu Durlach brach er den Arm, und nicht ohne empfindliche Schmerzen wurde derselbe eingerichtet. Als man den kleinen Knaben bedauerte, sagte er mit lachendem Munde: „Wer sich einmal im Felde gebrauchen lassen und dem Feind unter die Augen treten will, darf solche Schmerzen nicht achten“. Herangewachsen diente er unter Leitung seines Vaters, sowie an verschiedenen anderen Orten. Wo er auch kommandirte, zeichnete er sich durch seinen Muth aus. Es war nur Schade, daß der tapfere Prinz so bald aus dieser Welt scheiden mußte; wenigstens wir kurzsichtige Menschen meinen es. Auf einer Reise nach England begriffen, mußte er sich in Boulogne krank niederlegen. Die Aerzte fanden bald die Kindsblattern bei ihm heraus. Er lag bereits vier Wochen, die Aerzte hatten die beste Hoffnung, daß es sich zur Besserung wenden werde. Da stellte sich Husten, Engigkeit auf der Brust und Fieber ein. Das Leiden entwickelte sich rasch, der Prinz wurde zusehends schwächer. Er fühlte auch bald, daß es mit ihm zum Sterben gehe. Was ihn bekümmerte, war, daß er im fremden Lande scheiden müsse. „Ich muß bekennen“, sagte er, „daß ich allhier an diesem Orte ungern scheide. Wenn ich da außen bei den Meinigen oder bei meinem geliebten Herrn Vater scheiden könnte, dünkte mich, geschähe mir noch so wohl.“ Als man ihm sagte, daß die Erde des Herrn sei und man sich aller Orten dem Willen Gottes ergeben müsse, beruhigte er sich und äußerte auf eine ergreifende Weise: „Es ist nicht ohne, daß unser lieber Herr Gott es mit mir macht nach seinem gnädigen Wohlgefallen, und meint es mit mir nicht böse, daß er mich so väterlich heimsucht, auch mich in der

Zeit meines Niederlegens mit Verstand erkennen läßt seine große Gnad. Ach, ich kann ja nicht genug darum danken, ich bin ja ein großer Sünder und habe viel mehr verdient. Ich weiß ja, daß er ein gnädiger Gott ist und will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Also erkenne ich auch mein großes Unrecht und hoffe auf seine Barmherzigkeit."

Während seiner Krankheit ließ der Prinz viel für sich beten, er betete auch selber. Der alte Berichterstatter theilt den Inhalt eines seiner Gebete mit; es lautete: „Ach Gott, sei mir gnädig und barmherzig! Du bist ja gnädig und gütig und hast so viele Tausende von Sündern erhört. Ist es Dein heiliger Wille, so bitte ich Dich, Du wollest mir das Leben noch länger fristen und mir Deinen heil. Geist verleihen, daß ich dasselbige anstelle zu Deiner Ehre, mir zur Besserung, und daß ich meinem Nächsten Guts erzeigen und noch länger dienen möge. Ich will auch mein Thun nnd Lassen also anstellen, daß ich Dir, o Gott, wohlgefalle. Ist es aber Dein heiliger Wille nicht und Du weißt, daß ich ein böses Leben führen und in Sünden gerathen sollte, ach Herr, so geschehe Dein heiliger Wille; ich hoffe allein auf Dich!" Auch äußerte er den Wunsch, daß ein Pfarrer da sein möge. Dieser Wunsch konnte in der katholischen Gegend nicht erfüllt werden. Mit großer Geduld trug er sein schweres Leiden. „Ich will unserm Herrn und Gott still halten und alles geduldig ertragen, bis er's anders macht", sagte er. Je länger die Krankheit dauerte, desto schwächer wurde er und kam ganz von Kräften. Während man betete, sagte er einmal, er wolle ein wenig schlafen. Auf einmal erwachte er und war wie verklärt. Er sagte, er habe seine Mutter gesehen, und gleich darauf rief er aus: „Ach, mein Blümlein will verdorren!" Dann legte er sich auf die Seite, und mit dem Seufzer: „Ach Herr Jesu, komme bald!" schlief er selig ein. Es war Mittwoch, den 27. Juli 1625. Erst am 17. November konnte er in der fürstlichen Gruft zu Pforzheim beigesetzt werden.

Ebenso schmerzlich wie der Tod dieses Prinzen berührte den Vater der Tod des jungen Markgrafen Christoph. Eine ebenso vortreffliche Erziehung genoß Christoph, wie seine anderen Geschwister. Gott hatte ihn mit herrlichen Gaben ausgerüstet, und wie Karl, so hatte auch er ein offenes Herz für das, was für

jeden Menschen das Wichtigste sein soll. Schon frühe bemerkte man an ihm einen kriegerischen Geist, den man wohl ein Erbstück seines Vaters nennen darf. Man erzählt von ihm, daß er als Knabe vor dem Rheingrafen Friedrich einst die Aeußerung gethan haben soll: „Wenn einmal ein Krieg ausbrechen und Schlachten geliefert werden sollten, so wünschte ich nur, daß sie geschehen, wenn ich groß geworden bin und dabei sein darf. Wie will ich mich dann so tapfer halten!“ Was er hier in kindlichem Sinne ausgesprochen hat, das hat er durch seine Thaten als Jüngling bewiesen. Wie tapfer hat er sich in der Schlacht bei Wimpfen gehalten, und es ist nicht seine Schuld, daß die Schlacht unglücklich ausging. Auch in Ostfriesland bewährte er seinen Muth, sowie noch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten. Als der nordische Held Gustav Adolf den deutschen Boden betrat, hat sich Markgraf Christoph bald an ihn angeschlossen. Wie freute ihn die Siegeslaufbahn des Königs!

Nur der Tod konnte den Prinzen von ihm trennen, und der Tod überraschte ihn leider nur zu bald. Ganz Bayern lag bereits zu den Füßen Gustav Adolfs, nur die Festung Ingolstadt wollte sich nicht ergeben. Da blieb denn nichts anderes übrig, als die Stadt zu belagern. Der König hatte sich aufgemacht, die Stadt zu besichtigen, neben ihm ritt der Markgraf. Da flog eine Kugel aus der Stadt und riß dem Könige das Pferd zusammen. Einige Stunden nachher sauste eine andere Kugel durch die Luft und riß dem theuren Prinzen Christoph den halben Kopf hinweg. Es geschah am 20. April 1632. Das war ein Wehklagen in der ganzen Armee. Am meisten beklagte aber der König diesen unerwarteten blutigen Tod. Mit Wehmuth äußerte er zu den versammelten Offizieren: „Ich habe dreitausend Prinzen in diesem einzigen verloren!“ Auf seinen Befehl wurde der Leichnam unter militärischem Gepränge in der Kirche St. Anna zu Augsburg beigesetzt, bis es wegen der Unsicherheit der Straßen möglich war, ihn nach der Gruft in Pforzheim zu bringen. So sehr auch seinen Vater die Todeskunde betrübte, so faßte sich doch dieser im Kreuz geübte Fürst und war nur froh, daß der König unverletzt geblieben war, an dessen Leben so außerordentlich viel hing.

Wir müssen doch noch einen Blick auf die zwei Prinzessinnen Anna und Elisabeth, Töchter der zweiten Gemahlin Georg

Friedrichs, werfen. Es waren zwei gelehrte Damen, eine sogar Dichterin, während Elisabeth außer ihrer Dichtkunst ein Werk herausgegeben hat, in welchem wir viele Sprüche der alten Schriftsteller, Könige und Fürsten gesammelt finden, welche sie besonders für das weibliche Geschlecht bestimmt hat. Ein französischer Schriftsteller, welcher ein Buch über das protestantische Deutschland geschrieben hat, kann nicht genug ihre feinen Umgangsformen und namentlich das reine Französisch, das sie sprachen, rühmen. Gewöhnlich hielten sie sich in Basel auf, wo die Markgrafen ein schönes Haus besaßen. Ihre Nichten, die von den Tanten zärtlich geliebt wurden, hatten reichen Segen von ihnen, da sie ihre volle Sorgfalt der guten Erziehung der kleinen Prinzessinnen schenkten. Elisabeth erreichte das hohe Alter von beinahe 73 Jahren.

9.

In Kirche und Staat.

Wiederholt auf den Glaubenspunkt unseres Fürsten zurückzukommen, scheint vielleicht manchem Leser überflüssig, aber wer ihn liebgewonnen hat, freut sich gewiß, so oft davon die Rede ist, bildet es doch den Mittelpunkt und das Herz seines Lebens. Eher hätte er Leib und Leben gelassen, als daß er von dem Evangelium, welches durch seinen Vater in der Markgrafschaft eingeführt war, abgelassen hätte. Es war alles bei ihm innere Ueberzeugung, welche er durch unermüdetes Forschen in der Heil. Schrift vertiefte. Alle öffentlichen und heimlichen Angriffe darauf schlug er siegreich zurück. Wir haben schon gehört, wie er alle angelegentlichen Bemühungen des bösen Beckers, wie das Volk den Pistorius nannte, ihn zur römisch-katholischen Kirche zu verleiten, zurückgewiesen hat, obwohl ihm für solchen Fall der bleibende Besitz der Markgrafschaft Baden versprochen war. Aus dieser festen Ueberzeugung ging sein Streben hervor, das Evangelium auf seine Nachkommen fortzupflanzen und in seiner

Markgrafschaft auch für die Zukunft zu erhalten. Deshalb faßte er die Schulen, in welchen die blühende Jugend, die Hoffnung der künftigen Zeiten, erzogen wird, ins Auge. Namentlich lag ihm das Gymnasium in Durlach am Herzen. Die ungeänderte Augsburgische Confession, welche als in der Bibel begründet seit mehr als 300 Jahren erwiesen ist, war auch sein Schiboleth. Darum entfernte er alle Lehrer, welche damit nicht übereinstimmten. Er drang auf einen gründlichen Unterricht in den Wahrheiten, welche die Confession so einfach und klar darlegt. Ebenso befahl er ernstlich, daß die jungen Leute in Sprachen und Wissenschaften tüchtig unterwiesen würden. Am 23. April 1614 machte er eine Stiftung, in welcher er nach seinen eigenen Worten bestimmte „eine Summe von eintausend Gulden von den jährlichen Gefällen der Kellerei Pforzheim in Gestalt einer beständigen, unaufhörlichen und ewigen Stiftung, allein für seiner armen Unterthanen und Diener Kinder, welche gleich von zarter Jugend an gründlichen Unterricht empfangen sollen. Diese Summe solle alle Jahr völlig und ohne Abgang auf Georgi und Martini ausgetheilt werden." Die Zöglinge theilte er in fünf Klassen, während jede aus acht Personen bestund. In der ersten empfing jeder 35 fl., in der andern 30 fl., in der dritten 25 fl., in der vierten 20 fl., in der fünften 15 fl. Der Genuß dieser Wohlthat dauerte so lange, bis Einer ein Amt bekam. Sie rückten aus einer Klasse in die andere vor; und die ledige Stelle wurde sogleich wieder in der untersten Klasse ersetzt. Der Fürst entwarf für diese Jünglinge besondere Gesetze. Der erste Paragraph bestand darin, daß sie der ungeänderten Augsburgischen Confession zugethan sein müßten. Wer von ihnen davon abgehen würde, sollte sogleich die Wohlthat verlieren.

Als wir von dem Markgrafen als dem Herrn von Rötteln redeten, hörten wir, daß er die Synoden einrichtete und denselben anwohnte. Bei dieser Einrichtung verblieb er. Er hielt alle Jahre drei geistliche Synoden, an welchen er gewöhnlich von Anfang bis zu Ende theilnahm. Er betheiligte sich sogar lebhaft an den Verhandlungen, zuweilen äußerte er Zweifel, auch antwortete er auf Gründe, welche andere Mitglieder vorbrachten. Wir sehen daraus, daß er ein ächter, treuer Kirchenmann war, aber wir würden irren, wenn wir daraus den Schluß ziehen wollten, daß er darüber

das Staatswesen vernachlässigt hätte. Er wäre dann kein ächter Christ gewesen. Kaum hatte er die Regierung angetreten, ließ er sich von einem seiner gelehrten Räthe die Kenntniß der Rechtsgelehrsamkeit gründlich mittheilen. In seinen Landen herrschten ungleiche Rechte und Gebräuche. Er befahl daher, die alten Gewohnheiten nebst den Gewohnheiten seiner Vorfahren zu sammeln und zu verbessern. Daraus entstand das Gesetzbuch, aus welchem die Gerichte der Markgrafschaft über mehr als hundert Jahre Recht sprachen. Schon im Jahr 1509 hatte Markgraf Christoph eine Hofgerichts-Ordnung und zwei Jahre nachher eine Erb-Ordnung erscheinen lassen. Markgraf Philipp erneuerte uud verbesserte im Jahr 1525 die Hofgerichts-Ordnung. Unser Markgraf fügte neue Zusätze und Verbesserungen hinzu und ließ sie unter dem Titel: Lands-Ordnung und Land-Recht im Jahr 1622 zu Durlach drucken. Erst sein Sohn und Nachfolger Friedrich V. veröffentlichte im Jahr 1654 das Werk und ordnete an, daß die Richter und Räthe unabweichlich darauf zu halten und darnach Recht zu sprechen hätten.

Die Verwaltung der Staatsgeschäfte versah er mit großer Klugheit. Seine Räthe theilte er in besondere Collegien. In seinem Staatsrathe führte er selber den Vorsitz. Es war bei ihm feststehender Grundsatz, womöglich alles mit eigenen Augen zu sehen. Sehr Vieles schrieb er mit eigener Hand. Ueber wichtige Angelegenheiten stellte er eigene Untersuchungen an und bei Streitigkeiten seiner Unterthanen las er gewöhnlich die Schriften durch und that oft selber nach den Gesetzen den Ausspruch. Es ist daher kein Wunder, daß alle frommen und getreuen Unterthanen ihn ehrten und liebten. Warum auch nicht? War er doch ein leutseliger, gnädiger und gütiger Monarch. Auf der andern Seite fürchteten ihn alle gottlosen Unterthanen, denn wo Ernst und Schärfe noth that, trat der Markgraf mit Entschiedenheit auf. Von einer Weichlichkeit, wie man sie in unserer Zeit von den Fürsten verlangt, war er weit entfernt. Er wußte, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt. Wir können dies aus den Mandaten, die seiner Kirchenordnung angehängt waren, ersehen.

Wie glücklich wäre die Markgrafschaft Baden-Baden gewesen, wenn sie unter dem Scepter der Markgrafen von Baden-Durlach fortwährend geblieben wäre; namentlich wäre

dies unter der Regierung unseres Georg Friedrich der Fall gewesen. Es ist wahr, Georg Friedrich hielt fest an der evangelischen Kirche und ihrem Bekenntnisse, aber die katholische Kirche hätte ohne Belästigung fortbestehen können. Nie und nimmermehr hätte er sich verleiten lassen, wie Habsburg die Protestanten auszurotten gesucht hat, auf solche Weise mit seinen katholischen Unterthanen zu verfahren. Er hatte nicht den Sinn der markgräflichen Linie Baden-Baden, welche mit den evangelischen Unterthanen hart verfuhr. Werfen wir noch einen Blick auf diesen Theil Badens und seine Herrscher.

Ein Erbvertrag zwischen den beiden Markgrafschaften hatte festgesetzt, daß dieselben immer beisammen bleiben sollten. Es mußte also von beiden Seiten darauf gesehen werden, daß kein einzelnes Stück derselben veräußert werde. Dieses Schicksal drohte jetzt und zwar von Seiten des Markgrafen von Baden-Baden. Mehrere Markgrafen daselbst waren besondere Verschwender. Philipp II. war am 17. Juni 1588 unverehelicht gestorben und hatte eine Schuldenlast von 600,000 Gulden hinterlassen. Die armen Unterthanen der Markgrafschaft sollten einen noch viel schlimmeren Schuldenmacher kennen lernen. Es war der Markgraf Eduard Fortunatus. Seine Eltern waren der Prinz Christoph II. und die Prinzessin Cäcilia, eine Tochter des schwedischen Königs Gustav Wasa. Die Eltern hielten sich gerade in London auf, als ihnen Eduard geboren wurde. Außer dem Könige von Frankreich war die berühmte Königin Elisabeth von England Pathin bei der heiligen Taufe. Gerade die Königin wählte den Namen Eduard, ohne Zweifel in Gedanken an einen ihrer Vorgänger, den trefflichen König Eduard, welcher leider zum Schmerze seines Volkes frühe ins Grab steigen mußte. Aber der badische Prinz, welchem noch der schöne Name Fortunatus (der Glückselige) beigelegt wurde, war einer der unglückseligsten Fürsten. Schon in seinem zehnten Jahr verlor er seinen Vater, und seine Mutter war eine der schlechtesten Fürstinnen, welche ihren Söhnen nicht zum Vorbilde dienen konnte. Nach dem Tode seines schon genannten Vetters Philipp II. mußte eine Landestheilung mit seinen Brüdern stattfinden. Nachdem diese geschehen war, zog er eine Zeit lang nach Brüssel, wo damals der Herzog Alexander von Parma als Statthalter der spanischen Niederlande regierte.

Hier hatte er eine leichtsinnige Person, Maria von Eicken, die Tochter des Hofmarschalls des Prinzen von Oranien, kennen gelernt. Schon im Jahr 1592 hatte ihm dieselbe auf einer Reise zu Venedig eine Tochter geboren, und der päpstliche Legat verschmähte es nicht, bei der Taufe als Gevatter zu erscheinen. Als er Bedenken äußerte, ob sie denn wirklich die Gemahlin des Markgrafen sei, antwortete der Hofprediger: „Wenigstens seine Vicegemahlin". Erst im Jahr 1593 ließ er sich in Baden trauen. Wie wenig er seine jetzige Gemahlin achtete, sah man daran, daß er beim Trauungsakt in Pantoffeln erschien und seine Hosen und Wams aufgenestelt waren. Wie sein Vorgänger, führte er sein Leben zum öffentlichen Aergernisse. Er ließ aus fremden Ländern Frauenspersonen kommen. Durch sein leichtsinniges Leben vermehrte er den Schuldenstand der Markgrafschaft. Um seine Einnahmen zu vermehren, schämte er sich nicht, seine Zuflucht zur Münzverfälschung zu nehmen, und machte sogar die Landstraßen unsicher. Eben ging er damit um, sein Land an die Fugger zu veräußern, da erschien sein evangelischer Vetter, der Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach mit Truppen und besetzte das Land im November 1594. Es war voraus zu sehen, daß die Unterthanen keine Schwierigkeit erheben würden, waren doch noch zahlreiche Reste des evangelischen Glaubensbekenntnisses vorhanden, und dem leichtsinnigen Markgrafen Eduard Fortunatus war es nicht gelungen, diese Reste zu zerstören. Schon in seinem neunzehnten Jahre hatte er den lutherischen Glauben seiner Eltern verleugnet, war römisch-katholisch geworden und hatte seine Brüder den Händen der Jesuiten übergeben.

Die Besetzung der Markgrafschaft Baden-Baden war von dem Kaiser unter der Bedingung genehmigt worden, daß die Religionsangelegenheiten des Landes unverändert gelassen würden. Der Markgraf schlug zwar die oft wiederholten Bitten der evangelischen Bürger um Anstellung von evangelischen Predigern ab, erlaubte ihnen aber, benachbarte evangelische Kirchen zu besuchen. Ganze Schaaren Baden-Badenscher Bürger stellten sich in dem Gottesdienste der benachbarten evangelischen Gemeinden ein. So nahmen am Osterfeste im Jahre 1604 in Lichtenau unter den 700 Abendmahlsgästen allein aus Bühl und Steinbach 200 am heiligen Abendmahle Theil. Es fühlten

auch die Evangelischen mehr Freiheit und Sicherheit, seitdem der Markgraf Georg Friedrich die Besetzung Baden-Badens fortgesetzt hatte. Wie wir schon wissen, war er durch den Tod seiner Brüder im Jahre 1604 Herr der ganzen Markgrafschaft Baden-Durlach geworden, und es lag ihm viel daran, eine Zerstücklung der Markgrafschaft Baden-Baden zu verhindern. Erst mußten die vielen Schulden, die auf der Markgrafschaft lagen, getilgt werden. Es war aber noch eine andere Frage zur Entscheidung zu bringen, nämlich die Frage der Erbfolge. Fortunat hatte, wie wir wissen, unter seinem Stande geheirathet, und nach dem bestehenden fürstlichen Gesetze waren seine Kinder nicht erbfolgefähig. Er selber war schon im Jahr 1600 mit Tod abgegangen. Wie sein Leben, so war auch sein Tod. In seinem Schlosse zu Castelnau auf dem Hundsrücken hatte er sich, wie so oft vorkam, betrunken und war in diesem Zustande die Treppe herunter gestürzt und hatte das Genick gebrochen. Die Erben des Verstorbenen wandten sich jetzt an den Kaiser, um die Erbfolge zu erlangen. Der Kaiser ernannte zwei Administratoren der Markgrafschaft, bis der Streit gerichtlich entschieden wäre. Vergeblich hatte sich der Markgraf Ernst Friedrich um eine günstigere Entscheidung an den Kaiser gewendet. Georg Friedrich that denselben Schritt und hatte bessere Aussicht. Konnte doch Kaiser Rudolf nicht vergessen, daß gerade Georg Friedrich in einem Kampf wider die Türken auf seine eigene Kosten Truppen zugeführt hatte. Der Kaiser belehnte ihn mit den beiden Markgrafschaften, jedoch sollte den Nachkommen Fortunats die Rechtsklage beim kaiserlichen Kammergericht freistehen. Der Wittwe und ihren Kindern verblieb die Grafschaft Sponheim. Wäre der Markgraf Georg Friedrich katholisch gewesen oder katholisch geworden, so wäre die Sache entschieden geblieben. Einst war im Jahr 1556 auch die Markgrafschaft Baden-Baden evangelisch geworden, aber der katholische Markgraf Philipp II. hatte mit Gewalt der römisch-katholischen Kirche wieder den Eingang verschafft. Jedoch konnte er nicht verhindern, daß in vielen Gemüthern die Liebe zum Evangelium nicht erloschen war, und der Markgraf konnte doch durchaus nicht sie vom offenen evangelischen Bekenntnisse zurückhalten, wenn er auch niemanden, wie er versprochen hatte, dazu zwang. Die katholische Partei suchte

darauf hinzuwirken, daß ihm Baden-Baden wieder genommen und den Nachkommen Eduard Fortunats zugetheilt werde. Wäre nicht die Katastrophe von Wimpfen eingetreten, so wäre Baden-Baden bei Baden-Durlach geblieben. Wir werden im Verlaufe der Erzählung sehen, wie Baden-Baden wieder den Erben Fortunats zugefallen ist. Freilich war nach dem Rathschlusse Gottes in diesem Jahrhunderte dieses schöne, gesegnete Land unter der Regierung des unvergeßlichen Großherzogs Karl Friedrich an die Linie Baden-Durlach zurückgefallen.

10.

Die Reformation und das Haus Habsburg.

Eben hatte die Reformation von Wittenberg aus ihren siegreichen Lauf begonnen, als ein junger Habsburger, Karl V., den deutschen Kaiserthron bestieg. Ich habe ihn einen Habsburger genannt, er war es aber nur zur Hälfte, denn der Spanier herrschte in ihm vor, wie er denn die deutsche Sprache nur mit knapper Noth radbrechte. Seine Feindschaft gegen die Reformation hatte er bereits in den Niederlanden auf blutige Weise offenbart. Daß er in Deutschland nicht so verfahren konnte, sah er bald ein, denn er war ein bedeutender Staatsmann, freilich in dem Sinne, wie ein anderer Staatsmann in unserem Jahrhunderte die Staatsweisheit so beschrieben hat, der Mensch habe die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen. Für den jungen Kaiser hatte der Spruch unseres Heilandes: „Seid klug wie die Schlangen“, damit sein Ende, denn die Fortsetzung: „und ohne Falsch wie die Tauben“, wollte er nicht kennen. Wir können hier nicht die Geschichte dieses bedeutenden Kaisers schildern, es war uns nur darum zu thun, auszusprechen, daß er ein Gegner der Reformation war, und er soll späterhin, als er die Krone niedergelegt hatte, oft bereut haben, daß er die lutherische Bewegung nicht in ihrem Keime erstickt habe. Schon ein halbes Jahr vor seinem Tode hat sein Bruder Ferdinand I. die deutsche Kaiserkrone aufgesetzt. Derselbe hatte am 6. Juni

1552 den sogenannten Passauer Vertrag zu Stande bringen helfen, dieses ewig denkwürdige Grundgesetz, welches den Protestanten Augsburgischer Confession völlige Gewissensfreiheit einräumte mit der Aussicht, daß die bürgerliche Rechtsgleichheit auf dem nächsten Reichstage ausgesprochen werden würde. Das geschah denn auch wirklich am 25. September 1555 durch den augsburgischen Religionsfrieden. Daß der Papst diesen Frieden verwarf, versteht sich. In der Wahlkapitulation versprach der neugewählte Kaiser, sowohl den Religionsfrieden, als den Landfrieden „stät und fest" zu halten, was er auch mit gemäßigtem, wohlwollendem Sinne in Deutschland zu thun suchte. Freilich, als er als junger Erzherzog Württemberg, wo das Wort der Wahrheit tiefen Eingang gefunden, in seiner Gewalt hatte, trat er in einem scharfen Befehle wider Luther und seine Anhänger auf, aber das Verbot wirkte das gerade Gegentheil, denn jetzt verschlang man, so zu sagen, Luthers und seiner Freunde Schriften. Erst in seinen angestammten Ländern trat seine Feindschaft wider das Evangelium blutig hervor. Spalatin sagt in seiner Reformationsgeschichte von ihm: „König Ferdinand hat in Oesterreich und an anderen Enden nur fast (sehr) viel Leut lassen brennen". Er ließ die Bibelübersetzung Luthers verbrennen und verjagte alle Anhänger Luthers aus seinem Lande. Er mußte es aber erleben, daß, als er auf dem Reichstage zu Nürnberg sich aufhielt, dreißig von seinen Bediensteten am Gründonnerstag sich das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten reichen ließen. In der letzten Zeit seines Lebens war er wirklich den Evangelischen etwas günstiger gestimmt. Das war aber noch mehr bei dem Kronprinzen Maximilian der Fall. Schon in seiner Jugend hatte derselbe evangelische Grundsätze eingesogen, und als er König von Böhmen geworden, trat er noch entschiedener auf. Er stand mit Melanchthon und Paul Eber in Wittenberg, namentlich aber mit dem besten Herzog von Württemberg, Christoph, in herzlichem Briefwechsel über die evangelischen Wahrheiten. Zu seinem Hofprediger hatte er einen entschieden evangelischen Mann gewählt, Pfauser. Maximilian hörte den gelehrten, bedeutenden Redner sehr gerne. Die römischen Feinde hetzten den Kaiser wider den Prediger so sehr auf, daß er einmal mit dem Dolch in dessen Zimmer drang, um ihn zu erstechen, aber

er fand an dem unschuldigen Manne eine solche Freundlichkeit, daß sein Zorn gemäßigt wurde. Doch die Römischen, besonders der Jesuit Canisius, hatten keine Ruhe, bis Pfauser Oesterreich verließ. Erfreulich war, daß Maximilian aus seiner Liebe zum Evangelium kein Hehl machte. Da glaubte man in Rom, namentlich der auf dem päpstlichen Stuhle sitzende Pius IV., es fehle Maximilian an der richtigen Kenntniß der katholischen Lehre, man müsse ihn nur belehren, aber auch der Bischof von Ermeland, Hosius, und der geschickte Jesuit Roderich waren nicht im Stande, die Ueberzeugungen Maximilians zu erschüttern. Als im Jahr 1564 der Kronprinz unter dem Namen Maximilian II. den Kaiserthron bestieg, athmete alles auf, was einen Zug zu der Wahrheit in sich fühlte. Schon sein Vater hatte geglaubt, daß man ein Mittelding zwischen Rom, Wittenberg oder Genf herstellen könne, und der Sohn meinte dasselbe, freilich in einem besseren, tieferen Sinne, als sein Vater, aber es gibt keine Vermittlung, da heißt es: Entweder, — Oder. Der Kaiser Maximilian konnte sich nicht entschließen, entschieden für die evangelische Kirche einzutreten. Doch gab er am 15. August 1568 einen Erlaß heraus, wonach „den beiden Ständen der Herren und Ritterschaft des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enz vergönnt sein solle, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern und in allen Kirchen, wo sie das Patronatsrecht hätten, ihre Lehren und Ceremonien so, wie dieselben in dem Wort Gottes und Schriften der Apostel gegründet und in der augsburgischen Confession kurz zusammen gefasset wären, anzurichten". Während darüber alle evangelisch gesinnten Leute höchlich erfreut waren, setzten die Römischen alle Hebel in Bewegung, diese Religionsfreiheit rückgängig zu machen, aber der Kaiser blieb fest und schon ein Jahr nachher, als er in Linz einen Landtag abhielt, ertheilte er auch dort dieselben Rechte. Dieses wohlwollende Verfahren hatte in Böhmen, Schlesien und der Lausitz, sowie besonders in Oesterreich dem Protestantismus das Uebergewicht verschafft. Die meisten und angesehensten Mitglieder des österreichschen Herren- und Ritterstandes, sowie eine beträchtliche Zahl von Städten und Marktflecken waren protestantisch. Sogar Wien sah keine Prozession mehr und die meisten Professoren an der Universität Wien hielten zur evangelischen Lehre. Der Adel sandte seine

Söhne sehr oft nach Wittenberg. Nur verlangte der Kaiser, daß die römische Kirche nicht beeinträchtigt, noch geschmäht werde. Eins fehlte jedoch, daß der Kaiser kein Consistorium für die Evangelischen eingerichtet hatte. Mit einem Consistorium wäre Zusammenhang in die evangelischen Gemeinden gekommen, während ohne dasselbe die Gemeinden zusammenhangslos dastanden und die leider vorhandenen Lehrstreitigkeiten sie zerspalteten. Ein berühmter Theologe, der Professor Chyträus von Rostock, wurde berufen, eine Consistorialordnung zu verfassen. Er führte seinen Auftrag aus, aber der Kaiser, der durch die Streitigkeiten unter den Evangelischen mißstimmt war, bestätigte sie nicht, jedoch hatte er die Ueberzeugung, daß die lutherische und die katholische Kirche friedlich neben einander bestehen könnten, wenn sie sich in den gesetzlichen Schranken hielten. Freilich, seine Gemahlin, eine Tochter Kaiser Karls V., von den Jesuiten erzogen, theilte nicht diese Ueberzeugung und übte einen üblen Einfluß auf ihre Kinder aus. Der Kronprinz Rudolf, welcher unter den Augen des römischen Wütherichs Philipp II. von Spanien aufgewachsen war, hielt zu seiner Mutter. Einmal hatte er mit einigen Spaniern ein Komplott verabredet, einen evangelischen Gottesdienst zu stören. Sein Vater bekam Wind davon, ertheilte dem Rudolf eine ernste Strafpredigt und noch dazu eine derbe Ohrfeige. Dem Bischof von Olmütz sagte er einst, daß es keine größere Sünde gebe, als über die Gewissen der Menschen herrschen zu wollen. Würde nur überall dieser Grundsatz festgehalten! Wahrhaft rührend ist es, daß er einst in Gegenwart seines Vicekanzlers Zasius zu dem kursächsischen Hofprediger Selnecker sagte: „Bittet für mich armen Menschen, der ich in eurer Lehre, die in der augsburgischen Confession enthalten ist, durch Gottes Gnade leben und sterben will!“ Das bewies er auch auf seinem Sterbebette, den Bischof Gruter ließ er nur unter der Bedingung vor sich, daß er bloß vom Verdienst Christi und dessen Heile mit ihm reden dürfe, und das heilige Abendmahl ließ er sich unter beiden Gestalten reichen. Am 12. Oktober 1576 starb dieser edle, milde und einsichtsvolle Kaiser, der vielfach verkannt worden war. Damit war eine menschliche Stütze gebrochen, wie die Evangelischen fast keine mehr unter den Habsburgern fanden. Auch Kaiser Rudolf II. war, wie wir

schon wissen, ein abgesagter Feind der evangelischen Kirche. Er saß zwar in Prag auf dem Kaiserthrone, aber als eine Null. Statt mit Regieren beschäftigte er sich lieber mit Alterthümern, Sternseherei, Pferden und anderen, zum Theil unedlen Dingen. Als Statthalter setzte er in Oesterreich den Erzherzog Ernst, einen bigotten Römling ein. Mit unverfrorener Härte trat derselbe gegen die Evangelischen auf. Als eines Tages über hundert Bürger in die Hofburg traten und ihn um Gottes und des bitteren Leidens Christi willen flehentlich um die Aufhebung der harten Befehle und um ihre bisherige religiöse Freiheit baten, wurde ihnen ihre Bitte abgeschlagen. Ja, er ließ sogar drei Wiener, welche sich bei diesem Schritte besonders betheiligt hatten, gefänglich einziehen. Sie wurden sogar zum Tode verurtheilt und aus besonderer kaiserlicher Gnade aus Oesterreich verbannt.

Gegen den Kaiser Rudolf, welcher regierungsunfähig war, trat sein jüngerer Bruder Matthias schon im Jahr 1600 feindselig auf und ruhte nicht, bis er ihn verdrängt hatte. Dieser Bruderstreit gehört zu den unangenehmen Partieen des Hauses Habsburg. Als Rudolf erleben mußte, daß er aus Ungarn verdrängt war und auch noch die Krone von Böhmen verlieren sollte, gewährte er den böhmischen Protestanten auf ihre Zudringlichkeit den sogenannten Majestätsbrief, wonach ihnen freie Religionsübung gestattet wurde, aber Matthias, welcher von dem Cardinal Klesel, eines Wiener lutherischen Bäckers Sohn, beherrscht wurde, ruhte nicht, bis er auf dem Kaiserthron saß. Dazu half der Tod seines Bruders Rudolf am 20. Januar 1612. Man erzählt, daß der sterbende Rudolf geäußert habe, daß, als er in seiner Jugend von seinem Vater nach Deutschland abgerufen worden sei, habe er eine solche Freude empfunden, daß er die folgende Nacht kein Auge zugethan habe; warum er sich jetzt nicht noch mehr freuen sollte, in das himmlische Vaterland zu reisen, wo kein Wandel des Glücks und kein Unfall mehr zu fürchten sei? Er ging also von der Ansicht aus, wie so viele Leute, daß man nur zu sterben brauche, um selig zu werden. Matthias war kinderlos, wie noch seine zwei anderen Brüder. Es mußte deshalb auf einen Nachfolger gedacht werden, welcher die Kaiserkrone im Hause Habsburg festhielte. Das war Niemand anders, als

der Erzherzog Ferdinand, welcher Steiermark, Kärnthen und Krain beherrschte. Bis er die Kaiserkrone aufsetzen konnte, währte es freilich noch mehrere Jahre. Inzwischen wurden die Protestanten von dem Kaiser Matthias durch seinen Rathgeber Klesel allenthalben bedrückt. Klesel verdankte seinen Cardinals-Purpur seinem erfolgreichen Eifer, wonach er die evangelische Kirche, wo er nur konnte, zu zerstören suchte. Doch war er ein viel zu feiner Staatsmann, als daß er nicht hie und da nachgegeben hätte. Das gefiel den jesuitisch gesinnten Feinden der Wahrheit, besonders dem Erzherzog Ferdinand, durchaus nicht. Da ließ Ferdinand eines Tages in den Gemächern der Hofburg den Klesel festnehmen und unter Bedeckung nach Innsbruck abführen. Als Ferdinand selber dem gichtkranken Kaiser Matthias das Ereigniß mittheilte, hüllte sich der Kaiser erröthend in die Bettdecke, und die Kaiserin sagte ganz unverblümt zu Ferdinand: „Ich sehe, mein Mann lebt Euch zu lang“. Manchmal äußerte Matthias, daß es ihm seine Verwandten ärger gemacht hätten, als die Böhmen. Wie hat er es aber seinem Bruder Rudolf gemacht?

Wir haben jetzt mehrmals Ferdinand genannt, der uns später als Kaiser Ferdinand II. begegnen wird. Er war der älteste Sohn des Erzherzogs Karl und der bayerischen Prinzessin Maria. Bei der Ländertheilung, die Ferdinand I. vollzogen hatte, erhielt sein Sohn Karl Steiermark, Kärnthen und Krain, aber schon im Jahr 1590 starb er, so daß, da sein ältester Sohn Ferdinand erst zwölf Jahre alt war, eine vormundschaftliche Regierung eintrat. Hatte der Knabe seinen Unterricht von den Jesuiten in Gratz empfangen, so setzte er seine Studien an der Universität Ingolstadt, welche ebenfalls von Jesuiten geleitet wurde, mit Fleiß und Eifer fort. Mit großer Gewissenhaftigkeit lag er seinen kirchlichen Pflichten ob, und Mutter und Jesuiten bestärkten ihn natürlich darin. Nach Vollendung seiner Studien in Ingolstadt machte er eine Reise nach Italien, lernte dort den Papst Clemens VIII., der ihn mit großer Auszeichnung behandelte, kennen und verfügte sich noch nach dem bekannten Wallfahrtsorte Loretto, wo er das Gelübde ablegte, selbst mit Gefahr seines Lebens alle Sekten und Irrlehren aus seinen Ländern auszurotten. Mit einem haßerfüllten Herzen kam er in seine Heimat zurück. Der Haß galt den Evangelischen,

die sein verstorbener Vater mit Widerwillen geduldet hatte. Oft versicherte er seinem Beichtvater, daß er lieber betteln gehen wolle, als die Interessen der Kirche versäumen. Was er damit hauptsächlich meinte, war eben Ausrottung der evangelischen Kirche. Das Jahrhundert war noch nicht verflossen, als er mit dieser Ausrottung Ernst machte. Eine Masse von Bibeln und guten evangelischen Erbauungsbüchern ließ er auf dem Marktplatz in Gratz verbrennen. Im September 1598 erhielten sämmtliche protestantischen Pfarrer und Lehrer von Gratz den gemessenen Befehl, innerhalb acht Tagen bei Lebensstrafe das landesherrliche Gebiet zu verlassen. Darauf befahl er, bei Freiwerdung von Pfarreien nur katholische Pfarrer vorzuschlagen. Sein Plan war ja überhaupt, so bald als möglich sein ganzes Land in die römisch-katholische Kirche zurückzuführen. Und es gelang ihm wirklich bei seiner Rücksichtslosigkeit, den größten Theil seiner Unterthanen wieder katholisch zu machen. Während wenige Jahre vorher der alte Glaube nur noch bei solchen Personen zu finden war, die dem Hofe nahe standen, traf man mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts bei der sogenannten österlichen Beichte über 4000 Personen. Der Erzherzog selber war ein strenger Katholik. Täglich widmete er wenigstens zwei bis drei Stunden dem Gebet und frommen Betrachtungen. Eine Messe anzuhören und anzusehen, war ihm nicht genug. Daß er auch dem Nachmittagsgottesdienste beiwohnte, versteht sich. Die geistlichen Uebungen während des Tages schloß er mit einem Nachtgebete. An Sonn- und Feiertagen hörte er regelmäßig zwei Predigten und das Lesen erbaulicher katholischer Bücher war wohl die einzige literarische Beschäftigung, die er betrieb. Er äußerte einmal, daß, wann ihm ein Priester und ein Engel zu gleicher Zeit begegneten, er zuerst dem Priester und alsdann dem Engel seine Verehrung bezeugen würde. Deshalb kann man auch nicht erwarten, daß er als Fürst eine geregelte Thätigkeit entfaltete. Er entschied nie selbstständig. Er ließ sich unbedingt leiten von dem Freiherrn von Eggenberg, einem katholisch gewordenen Protestanten. In allen übrigen wichtigen Angelegenheiten folgte er dem Rathe der Jesuiten, besonders seinem Beichtvater. Was das Finanzwesen des Staates betrifft, so kann man ihn einen Verschwender nennen. Auf die geringen Einnahmen seiner Länder nahm er

gar keine Rücksicht. Seine vertrauten Diener beschenkte er aufs Freigebigste. Daher begreifen wir auch, daß er trotz seiner riesigen Confiscationen immer in Geldverlegenheit war.

Daß wir Ferdinand etwas ausführlicher behandelt haben, hängt damit zusammen, daß er im dreißigjährigen Kriege eine Hauptrolle spielte und unser Markgraf Georg Friedrich alle Ursache hatte, über ihn Klage zu führen, wie wir später nachweisen werden.

Freilich treffen wir unter den späteren Habsburgern auch manch Einen, welcher seinen evangelischen Unterthanen freundlich gesinnt war. Ich erinnere nur an Kaiser Joseph II., welcher durch sein Toleranzedikt im Jahr 1781 besonders die Evangelischen hoch erfreute, obwohl sie ihren katholischen Mitbürgern nicht gleichgestellt wurden. Das ist aber jetzt der Fall unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, der seine evangelischen Unterthanen den katholischen gleiche Rechte genießen läßt.

Wie wahr ist es, was der Professor Dr. Lösche an der Universität in Wien in einem neulichen Vortrag über Amos Comenius in dieser Hinsicht sagt: „Welch eine Kluft thut sich auf zwischen den Namen Ferdinand II. und Franz Joseph! Jener mit dem Entschluß: Böhmen lieber eine Wüste, als eine Wohnung von Ketzern; unser Herrscher mit seinem erlauchten Hause und den höchsten Würdenträgern in einer evangelischen Kirche am feierlichen Gottesdienst theilnehmend, wie es seit 300 Jahren, seit dem Joseph des 16. Jahrhunderts, seit Maximilian II. nicht geschehen".

11.

Die Union der Evangelischen.

Der Religionsfriede, welchen Kaiser Ferdinand I. mit den Evangelischen Deutschlands geschlossen hatte, gereichte ihnen zum Segen. Hatten sie doch dadurch gleiche Rechte mit den

Katholiken erlangt. Aber er enthielt auch Punkte, an denen Rom einsetzen konnte, und es setzte ein, denn es vermochte nicht zu vergessen, daß ein Reich wie Deutschland dem größten Theile nach dem römischen Einflusse entzogen war. Diesen Einfluß wieder zu gewinnen, war sein unablässiges, eifriges Bestreben. Es besaß seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts getreue Helfershelfer an den Jesuiten, die, von dem Spanier Ignatius Loyola ins Leben gerufen, Alles thaten und noch immer thun, die römisch-katholische Kirche mit ihrem Haupte, dem Papste, zum vollen Einflusse und zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen, und um dies durchzuführen, kein Mittel, weder List noch Gewalt, scheuen. Mögen sie leugnen, daß sie den Grundsatz haben, der Zweck heilige die Mittel, ihre Werke sind ein laut redendes Zeugniß dazu.

Es war deshalb für die evangelischen Fürsten angezeigt, auf ihrer Hut zu sein und sich zu vereinigen. Es lassen sich die Versuche, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, bis in die letzten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts zurückführen. Namentlich stellte sich Kurpfalz an die Spitze dieser Bestrebungen, und überall, wo die reformirte Kirche in Deutschland Eingang gefunden hatte, hielt man zu Kurpfalz. Nur die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die der lutherischen Anschauung huldigten, sowie noch andere lutherische Fürsten und Reichsstädte hatten eine Abneigung gegen eine Vereinigung mit den Reformirten. Und es war allerdings ein großer Schaden, daß eine Spaltung in dem Lager der Evangelischen eingerissen war. Das wußte und benützte der Feind des Evangeliums. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz sah es ein, auch andere Fürsten hatten diese Einsicht. Er erklärte mit Recht, „man solle den Religionszwist bei Seite setzen und ein herrliches Exempel an den Eidgenossen nehmen, die, in der Religion zwar nicht einig, doch ihr Regiment und Wesen beständig hielten“. Im Februar 1603 traten in Heidelberg der Landgraf Moritz von Hessen, ein bedeutender Fürst, unser Markgraf Georg Friedrich und der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, sowie der Markgraf von Zweibrücken mit dem Kurfürsten Friedrich zusammen, um gegen die von Rom her drohenden Gefahren Beschlüsse zu fassen. Sie wollten sich nicht zur Widersetzlichkeit gegen das Oberhaupt des Reichs, den Kaiser, wohl aber zur Vertheidigung

gegen Gewalt, besonders von Seiten papistischer Stände, verbinden.

Weil man sich auf Sachsen und Brandenburg, sowie auf manche andere lutherische Fürsten nicht verlassen konnte, so bewegte man immer wieder den Gedanken, ob es nicht zur Verstärkung durchaus nöthig wäre, sich in ein Bündniß mit auswärtigen evangelischen Fürsten einzulassen. England, Frankreich, wo damals der katholisch gewordene Heinrich IV. doch immer noch mit einem Herzen für die Protestanten herrschte, und namentlich die Niederlande, von woher Friedrich IV. seine Gemahlin Luise Juliane, die Tochter des großen Oraniers Wilhelm, geholt hatte, waren die Länder, woher Unterstützung zu hoffen war. Erst nach und nach gewannen die Gedanken Wirklichkeit. Da trat ein Ereigniß ein, welches die protestantische Union beschleunigte. In der Stadt Donauwörth hatten die Evangelischen bei Weitem das Uebergewicht. Mitten in der Stadt lag ein Benedictiner-Kloster, das unter dem Bischof von Augsburg stand. Früher hatte der Abt des Klosters seine Prozession um das Kloster herum gehalten, im Jahre 1605 ließ er sich beigehen, durch die Straßen der Stadt seinen Aufzug zu halten. Das war wie eine Drohung gegen die evangelische Stadt, und man weiß, was das Concilium von Trient gerade der Fronleichnamsprozession für eine den Protestanten feindselige Bedeutung gegeben hatte. Der Magistrat der Stadt legte eine ernste Verwahrung dagegen ein. Die Sache kam bis zum Reichshofrath, welcher, wie zu erwarten war, den Katholiken günstig entschied. Das war Oel ins Feuer gegossen. Denn als im nächsten Jahre der Abt abermals die Prozession durch Donauwörth zu halten im Begriffe stand und die Umzügler schon die Klosterpforten verlassen hatten, trieb sie das Volk mit Knütteln in das Kloster zurück. Darüber waren die Katholiken froh, denn nun hatten sie einen Vorwand, einzuschreiten und ihre Gewalt zu zeigen. Selbst der schwache Kaiser Rudolf II., der sonst seinen edeln uud unedlen Leidenschaften fröhnte und darüber seine Kaiserpflichten vergaß, glaubte, jetzt eingreifen zu sollen. Er sprach die Acht über die Stadt aus, und der Herzog Maximilian I. von Bayern wurde mit dem Vollzuge beauftragt. Diesem von den Jesuiten gebildeten und beeinflußten Fürsten kam der Auftrag sehr erwünscht. Er

schickte alsbald 10,000 Mann Infanterie, 1000 Reiter und 14 Geschütze. Solcher Macht konnte die Stadt keinen Widerstand entgegensetzen, und die Hülfe, welche sie aus dem schwäbischen Kreise erwartete, blieb aus. Auf einem Reichstage zu Regensburg im Januar 1608 beschwerten sich die protestantischen Stände über die widerrechtliche Besetzung von Donauwörth und verweigerten die Subsidiengelder, welche der Kaiser beanspruchte. Ja, sie entfernten sich sogar, als sie kein Recht fanden. Im Mai traten sie in dem ansbachischen Kloster Ahausen zusammen und schlossen den ersten Unionsvertrag. Es waren Friedrich IV. von der Pfalz, der Landgraf Moritz von Hessen, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, die Herzöge Johann Friedrich von Mecklenburg und Philipp Ludwig von Neuburg, die mächtigen Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm, und einen lebhaften Antheil nahm an diesem Bunde unser Markgraf Georg Friedrich von Baden, welcher, tiefer blickend als viele andere, wußte, was auf dem Spiele stand, indem er die evangelische Kirche schwer bedroht sah. Der Bund galt weder dem Kaiser, noch dem Reiche, wohl aber Jedem, der sie gegen des Reiches Recht beschweren wollte. Es war also ein Vertheidigungsbündniß zu gegenseitiger Unterstützung und sollte zehn Jahre gelten. Nach und nach traten noch etliche Fürsten und eine Reihe Reichsstädte bei. Aber schon ein Jahr nachher, am 10. Juli 1609, schlossen mehrere Bischöfe und Aebte auf eifriges Betreiben des Herzogs Maximilian in München ein Gegenbündniß, bekannt unter dem Namen Liga, zur Vertheidigung der wahren katholischen Religion und zu gegenseitigem Beistande.

So standen sich zwei Parteien feindlich gegenüber. Wenn auch nur ein kleiner Funke in ein Pulverfaß fällt, so erfolgt ein furchtbarer Schlag und noch größeres Unheil. Daran fehlte es in Deutschland nicht. Es geschah am 25. März 1609, daß der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg, Johann Wilhelm, kinderlos im Wahnsinn starb. Er hatte aber vier verheirathete Schwestern hinterlassen, die sämmtlich Erbansprüche auf die schönen Länder erhoben. Auch hier mischte sich der kirchliche Geist ein, indem die Katholiken durchaus kein Uebergewicht der evangelischen Stände zugeben wollten; Brandenburg und Pfalz-Neuburg verbanden sich als Erbberechtigte, das Land

in Besitz zu nehmen. Auch der Kaiser mischte sich in den Streit und schickte den Erzherzog Leopold mit einer Heeresmacht in das Land. Nun glaubte der König Heinrich IV. von Frankreich die Zeit gekommen, gegen Habsburg auftreten zu sollen und seinen Plan, einen europäisch-christlichen Staatenbund zu gründen, zur Ausführung bringen zu können. Die unirten Fürsten und Städte versammelten sich im Anfang des Jahres 1610 zu Schwäbisch-Hall. Ihr Hauptbeschluß war, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, die beiden Besitzer des Jülichischen Erbes, thätlich zu unterstützen. Die Feindseligkeiten zwischen kaiserlichen und evangelischen Truppen waren bereits eröffnet, als König Heinrich durch den Dolchstoß des Meuchelmörders Ravaillac fiel. Die Lehre des Jesuiten Mariana vom Königsmorde hatte an diesem Mörder einen gelehrigen Schüler gefunden. Der Tod Heinrichs IV. hatte in die Sache der Protestanten nicht bloß einen Stillstand, sondern auch einen Rückgang gebracht. Die Union fing an, sich zu zerbröckeln, besonders da auch noch das Haupt derselben, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, am 9. September 1610 gestorben war und einen 14jährigen Nachfolger hinterlassen hatte.

Die Versuche, auch auswärtige Staaten für die Union zu gewinnen, wurden fortgesetzt. So bemühte sich Markgraf Georg Friedrich, die Schweiz in den Bund hereinzuziehen. Besonders Bern kam ihm entgegen. Am 12. März 1612 erließ der Markgraf ein Schreiben nach Bern, worin er sagt, sein Amtmann Walther Rettig habe ihm erzählt, daß die Berner sich gegen denselben ausgelassen, wie heftig sich dieser Zeit der Papst und dessen jesuitischer Anhang mit allerhand sehr gefährlichen Praktiken äußerst bemühe, sein antichristliches Reich in Flor zu bringen; dagegen alle, welche solchem zuwider, aufs Heftigste zu verfolgen, die Obrigkeiten, welche ihm hierin nicht beipflichten, mit mördlichen Anschlägen hinzurichten, und sie hätten seinem Amtmann den Vorschlag gemacht, zwischen dem Markgrafen und den vier evangelischen Städten eine Vereinigung zu Stande zu bringen. Der Markgraf war damit einverstanden, und bald wurde zwischen ihm, Bern und Zürich ein Bündniß am 19. August 1612 auf zwölf Jahre zur Vertheidigung der gegenseitigen Lande geschlossen. Die Schweizer Gesandtschaft, welche in ihrer Mitte die ersten Namen, die Erlach, Mälinen,

Graffenried und andere zählte, wurde von dem Markgrafen aufs Glänzendste empfangen. Schon drei Stunden von Durlach entfernt, wurden die Schweizer von dem Rheingrafen mit einem stattlichen Gefolge von Militär begrüßt. Sie wohnten in Durlach, in des „Markgrafen Haus“, wie ein alter Bericht sagt. Am 19. August wurde eine kirchliche Feier veranstaltet. Die Gesandten wurden in die Hofkirche geführt, „da dann eine herrliche Predigt und Musica ist gehalten worden, welcher S. F. Durchlaucht mit allem Hofgesind und Frauenzimmer beigewohnt“. Nach dem Gottesdienste empfing der Markgraf die Gesandten mit freundlicher Rede, und im Hofsaal wurde nach einem Vortrage des Kanzlers in Gegenwart des ganzen Hofes das Bündniß beschworen unter dem Losbrennen der schweren Geschütze, dem Blasen der Trompeten und dem Rühren der Trommeln. Darauf folgte ein fürstliches Mahl, „welchem nicht allein S. F. Gnaden, sondern auch deren Gemahl, junge Herren und Fräulein sammt dem ganzen Frauenzimmer und die Herren eidgenössischen Gesandten an der fürstlichen Tafel beigesessen. Davon wäre wohl viel zu rühmen, nicht allein von Köstlichkeit der Speisen, sondern auch der überaus lieblichen Musica“, sagt der Schweizer Bericht. Der Markgraf behielt die Gesandtschaft noch mehrere Tage bei sich und erwies ihr alle erdenkliche Freundschaft. Er erwiderte den Schweizer Besuch durch eine badische Gesandtschaft, an welcher Männer, wie der Wild- und Raugraf Otto, der Landvogt von Helmstädt und andere Theil nahmen. In Bern fanden sie freundliche Aufnahme und stattliche Bewirthung. Freilich durfte man von der Schweiz nicht zu viel erwarten. Es ging damals, wie jetzt. Eingeklemmt zwischen große Staaten hält sie es am besten mit der Neutralität.

Es war schon damals, wie auch jetzt, ein unverzeihlicher Fehler, daß die Evangelischen sich so leicht trennen, während die Katholiken zusammenhalten. Es ist allerdings dort eine Einheit auf Kosten der Wahrheit, was ein Christengewissen nur verwerfen kann.

12.

Der Sturm bricht los in Böhmen.

Ohne Ursache geschieht nichts in der Welt. Auch wenn wir die Ursache nicht alsbald finden, so liegt sie allen Ereignissen zu Grunde, aber wir dürfen den nie vergessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der deswegen alle Dinge in seiner Hand hält. Seine hohe Hand zu erkennen, wo Dunkelheit sich auf die Menschengeschichte gelagert hat, und seine Füße auch in den tiefen Wassern zu spüren, mag oft sehr schwer werden. Wenn die Nacht vorüber und die tiefen Wasserfluthen ausgetobt haben, auf der Warte christlicher Geschichtsschreibung läßt sich das Weltregiment Gottes herausfinden. Er hat nur ein Ziel, das große, hehre, der Menschheit herauszuhelfen aus ihrem tiefen Elende. Es dreht sich unter seinem Scepter Alles um sein unvergängliches Gottesreich, und die Weltereignisse und die Welthelden, welche auf dem Schauplatze ihre Rollen spielen, stehen für das kurzsichtige Weltauge im Vordergrund und als Hauptsache, während der göttlich geschärfte Blick Alles sich entwickeln sieht zur Verherrlichung Gottes und zum endlichen Siege seines Reiches. Halten wir das fest auch bei dem Blicke auf das düstere, blutige Gemälde des dreißigjährigen Krieges, dessen Betrachtung auch nach mehr als zweihundert Jahren einem deutschpatriotischen Herzen Herzweh verursacht.

Schon zwei Jahrhunderte vor dem dreißigjährigen Kriege hat Deutschland von Böhmen aus schwer gelitten. Es waren die Hussiten, welche unser Vaterland blutig heimsuchten. Nie hätte wohl der edle Märtyrer Johann Hus dazu seine Billigung erteilt. Es ist ein tiefdunkler Flecken in der Geschichte der römisch-katholischen Kirche, deren sie noch unzählbare aufzuweisen hat, die Hinrichtung des wahrhaft christlichen Hus und ein Jahr nachher seines Freundes Hieronymus von Prag. Wie aber viele der Anhänger aufgetreten sind, läßt sich nicht rechtfertigen.

Von Böhmen aus datirt sich abermals der Jammer, welcher sich dreißig Jahre lang über Deutschland hergelagert hat, und die letzte Ursache ist leider die Religion. Wenn Kaiser Ferdinand II. nur ein Stückchen von dem Grundsatz seines Vetters, des Kaisers Maximilian II., daß es eine Sünde sei, die Ueberzeugung der Menschen beherrschen zu wollen, in sich gehabt hätte, so wäre der dreißigjährige Krieg unterblieben. Aber wir kennen schon den römischen Fanatiker, welcher seine Stammländer Steiermark, Kärnthen und Krain zu einem großen religiösen Kirchhofe machte und Deutschland gerne ebenfalls dazu gemacht hätte, aber hier stand ihm ein Anderer entgegen. Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth und ist kein andrer Gott, das Feld muß Er behalten.

Wir haben schon in dem Kapitel von der Reformation und dem Hause Habsburg davon gesprochen, wie die drei Kaiser Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. der evangelischen Kirche feindselig gegenüberstanden, aber von den beiden ersten gehört, daß sie noch mit sich reden ließen. Wem hatten denn die Protestanten den Majestätsbrief, welcher ihnen religiöse Freiheit gewährte, zu verdanken? Es war Kaiser Rudolf, und sein Bruder Matthias ließ den Brief auch gelten. Anders verhielt sich Ferdinand. Deshalb wollten auch die wohlgesinnten Ungarn und Böhmen nichts von ihm als König wissen, besonders fühlten die protestantischen Böhmen eine große Abneigung gegen diesen Fürsten, weil sie wußten, daß er in seinen Erblanden ihre Religion ausgerottet hatte. Auch Matthias zögerte lange, sich dem Wunsche seiner alternden und kinderlosen Brüder Maximilian und Albrecht, den Vetter Ferdinand „zu einem König in Böhmen anzunehmen, auszurufen und zu krönen“, anzuschließen. Endlich that er es. Auch die Stände willigten ein. So wurde denn Ferdinand am 29. Juni 1617 wirklich als König zu Prag feierlich gekrönt, nachdem er feierlich beschworen hatte, alle Privilegien, namentlich den Majestätsbrief, zu bestätigen. Aecht jesuitisch soll er vorher in der Sakristei das Gegentheil gelobt haben. Mit Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit dankte er jedem Einzelnen für seine Wahl und machte den günstigsten Eindruck, aber es dauerte kein Jahr, so war der blaue Himmel mit dunkeln Wolken bedeckt und der Sturm brach los. Diese Sturmwolken fingen schon im Jahr 1617,

als man das hundertjährige Jubiläum der Reformation feierte, an, sich zu sammeln. Von Seiten der Protestanten, welche in Böhmen das Uebergewicht hatten, redete man davon nicht auf die mildeste Weise, und die Katholiken, besonders die Jesuiten in Böhmen, sprachen von Feuer und Schwert, Galgen und Rad, womit man die Ketzer ausrotten müsse. Da trat ein Ereigniß ein, welches den unter der Asche glimmenden Docht zum Feuer brachte. In dem Majestätsbriefe nämlich war den Gliedern des Herren- und Ritterstandes, sowie den Städten Prag und „allen anderen Städten gesammt und sonders" die Erlaubniß ertheilt, protestantische Kirchen und Gotteshäuser zu erbauen. Die beiden Städtchen Klostergrab und Braunau legten diese Erlaubniß zu ihren Gunsten aus, und es währte nicht lange, so standen dort evangelische Kirchen. Entgegengesetzter Meinung waren der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau, und es versteht sich, daß die Regierung ihnen Recht gab. Der Erzbischof von Prag, welchem Klostergrab gehörte, ließ die neue Kirche bis auf den Grund niederreißen, und der Abt von Braunau wollte ähnlich verfahren, aber die Bürgerschaft wehrte sich dagegen, bis eine kaiserliche Commission kam und einige der unruhigsten Männer ins Gefängniß warf. Das regte das hitzige Blut der Böhmen aufs Gewaltigste auf. Ueberdies hatte die Regierung zwei Männer zu Statthaltern gesetzt, welchen ein böser Ruf vorausging. Der eine war Slawata, von dem man erzählte, daß er seine protestantischen Unterthanen durch Versagung der Erlaubniß zum Heirathen, der Taufe und des Begräbnisses zur katholischen Kirche gezwungen habe. Dem anderen, Martinitz, wurde nachgesagt, daß er seine evangelischen Unterthanen durch Hunde habe in die katholische Kirche hetzen und ihnen den Mund aufreißen lassen, um ihnen das Sakrament aufzunöthigen. Aus all diesem und noch vielem andern ersahen die Böhmen die Feindschaft der Regierung. Da trat ein Mann auf, welcher der eifrigste Führer der Protestanten wurde, ein Feuergeist ersten Ranges. Es war der Graf Heinrich Mathes von Thurn. Er legte dar, daß man die protestantische Religion und alle Privilegien des Königreichs mit Füßen zu treten im Sinne habe. Er drang bei den Ständen darauf, eine Bittschrift an die Statthalter und an den Kaiser selber um Abhülfe

ihrer Religionsbeschwerden und um Freilassung der gefangenen Braunauer zu bitten. Die Antwort darauf fiel ungünstig aus. Trotz des kaiserlichen Verbotes versammelten sich die Stände am 23. Mai 1618 auf dem königlichen Schloß in Prag. Mit Ungestüm drangen sie in das Zimmer, in welchem der Oberstburggraf Adam von Sternberg, der Großprior von Lobkowitz und die uns schon bekannten zwei Statthalter versammelt waren. Bald trat eine so hitzige Scene ein, daß die begütigenden Worte des Burggrafen keinen Eindruck mehr machten. Nachdem sie den Sternberg und Lobkowitz, auf deren Leben es nicht abgesehen war, in ein Nebenzimmer geführt hatten, schritten sie zur Ausführung des Rufes eines der heftigsten Böhmen, Wilhelm von Ruppa: „Werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinaus". Da ergriffen sie zuerst den Martinitz und warfen ihn in den 28 Fuß tiefen Burggraben hinab. Graf Thurn deutete auf Slawata mit den Worten: „Da habt ihr den andern". Als derselbe sich an eine eiserne Fensterstange anklammerte, hieben sie mit seinem eigenen Schwert so lange in seine Hand, bis er losließ. Und weil der Geheimschreiber Fabricius abwehren wollte, so wurde auch er zum Fenster hinausgeworfen. Merkwürdigerweise kamen alle drei mit dem Leben davon.

In ihrer Vertheidigungsschrift an den Kaiser stellten die Stände diese greuliche That als Selbsthülfe dar und erklärten, der Kaiser werde ihnen behülflich sein, auch die anderen Friedensstörer zu bestrafen. Die Antwort des Kaisers war sehr glimpflich abgefaßt, jedoch sprach er aus, daß er solche Mittel gebrauchen werde, sein Ansehen zu bewahren. Auf Betreiben des Grafen Thurn wurden die Protestanten in Schlesien, Mähren, der Lausitz, Oesterreich und Ungarn aufgefordert, ihnen zur Vertheidigung ihrer Rechte beizustehen. Sie ergriffen die Reichsverwaltung und zwar durch dreißig Directoren, nämlich zehn aus jedem der drei Stände. Daneben versicherten sie den Kaiser ihrer Treue gegen ihn. Eine ihrer ersten Anordnungen war die Ausweisung der Jesuiten aus dem Lande und Beschlagnahme der Güter derselben. In vielen Orten Deutschlands wurde bereits für die Böhmen Kriegsvolk geworben, und überall in Oesterreich und im Deutschen Reich fühlten die Protestanten herzliche Theilnahme. Kaiser Matthias, dem es an Truppen und Geld fehlte, hatte im Sinne, nach-

zugeben, aber Ferdinand war anderer Meinung. In einem Schreiben an die Stände erklärte er die verübte That als ein „Unrecht vor Gott und Menschen", befahl ihnen die Abdankung des geworbenen Kriegsvolkes, widrigenfalls er zur Aufrechterhaltung seiner königlichen Autorität alle ihm von Gott gegebenen Mittel gebrauchen werde. Aber der Graf Thurn zog mit dem geworbenen Kriegsvolk aus und unterwarf mehrere Städte. Auf Ferdinands Befehl rückten ebenfalls zwei Heere unter Boucquoi und Dampierre in Böhmen ein. Boucquoi, ein Brabanter und Zögling Spinola's, eines der besten spanischen Feldherrn, wurde mit einem kleinen Heere nach Oesterreich geschickt. Unter ihm stand der lothringische Edelmann Dampierre, der sich früher im Kriege wider Venedig hervorgethan hatte. Sie drangen in Böhmen ein, aber machten nur geringe Fortschritte. Hier fanden sie aber einen Feldherrn, der zu den besten des dreißigjährigen Krieges gezählt wurde. Es war der uneheliche Sohn des Grafen Peter Ernst von Mansfeld, eines abgesagten Feindes der evangelischen Sache und warmer Anhänger der spanischen Herrscher. Noch im hohen Greisenalter, nachdem ihm schon drei Frauen in die Ewigkeit vorangegangen waren, verband er sich mit Anna von Eicken, einer Person von geringem Adel. Ein Sohn dieser Ehe ist eben der Feldherr Graf Ernst von Mansfeld. Kaum hatte er das Knabenalter zurückgelegt, nahm ihn sein älterer Bruder Karl mit nach Ungarn, wo derselbe ein Truppencommando übernommen hatte. Von seinem Bruder konnte er nicht viel Gutes lernen. Obwohl zu Spiel, zum Schuldenmachen und Privathändeln geneigt, sah man doch trotzdem bald den geborenen Soldaten an ihm heraus. Vom Hause Habsburg mehrmals zurückgesetzt, obwohl er demselben 15 Jahre lang mit Hingebung gedient hatte, tritt er ganz unerwartet auf die Seite der Feinde dieses Hauses, und zwar mit einer Entschiedenheit, wie man es kaum erwarten konnte. Das Auffallendste bei dieser Wendung ist sein Uebertritt zur evangelischen Kirche. Ich wage nicht zu entscheiden, wie tief dieser Religionswechsel bei ihm gegangen ist. Von jetzt an findet man bei seinen Truppen evangelische Prediger, und wo er sein Hauptquartier aufschlug, da ließ er evangelischen Gottesdienst abhalten. Sein erster Schritt war, daß er ganz offen zu den Fürsten der

Union übertrat, und im Jahre 1610 ließ er zur Rechtfertigung seines Schrittes eine Denkschrift ausgehen. Es war ein Absagebrief an das Haus Habsburg. Ruhelos floß sein Leben dahin, geächtet und vervehmt. Schiller stellt ihn hoch und sagt von ihm: „Immer vom Schicksal verfolgt, aber immer größer als sein Schicksal“. „In seinem kleinen, unansehnlichen Körper wohnte eine eherne Seele“, sagt Jemand von ihm. Es hatte sich einmal ein Haufen von 600 Söldnern gegen ihn zusammengerottet, da ritt er muthig unter sie, erschoß ihrer elf, verwundete ihrer 26 und brachte auf diese Weise die Aufrührer zur Ordnung. Trotzdem war er der Abgott seiner Soldaten, weil er sein erbeutetes Geld verschwenderisch unter sie austheilte. Bei Unterhandlungen entwickelte er einen scharfen Verstand und in verzweifelten Fällen eine große Verschlagenheit. Mit seinem Söldnerheer rückte er vor die starke Festung Pilsen und eroberte sie mit Sturm. Jetzt wollte der kaiserliche Hof Unterhandlungen anknüpfen, aber ehe es dazu kam, starb der Kaiser Matthias, und von seinem Nachfolger Ferdinand war nicht zu erwarten, daß er sich zu einem Vergleiche hergeben würde. Hätte damals der Graf Thurn mit seinen Truppen sogleich angegriffen, so wäre es um die Herrschaft Ferdinands geschehen gewesen. Eine Deputation von 16 Edelleuten ging in die Hofburg und wollte Ferdinand bewegen, seine Einwilligung zu ihrem Beitritt in den böhmischen Bund zu ertheilen, ja einer derselben faßte ihn schon bei den Knöpfen seines Wamses und wollte ihn zur Unterschrift zwingen mit den Worten: „Willst du unterschreiben, Nandel, oder nicht?“ Da sprengten 500 Kürassiere in die Burg und der König war dadurch aus seiner Bedrängniß gerettet. Thurn zog nach Böhmen zurück, als die Nachricht von der Niederlage Mansfelds bei Budweis eingetroffen war.

13.

Auf dem Thron und von dem Thron.

Nachdem Wien vom Grafen Thurn mit seinen Truppen verlassen war, eilte Ferdinand nach Frankfurt, weil die Kaiserwahl bevorstand. Unterwegs besuchte er in München seinen Schwager und Jugendfreund, den Herzog Maximilian I. von Bayern, und machte mit ihm aus, ihm mit der katholischen Liga zu Hülfe zu kommen, falls die Union die Böhmen unterstützen sollte. Als König Ferdinand in Frankfurt angelangt war, erfolgte am 28. August 1619 seine einstimmige Wahl zum deutschen Kaiser und am 9. September wurde er feierlich gekrönt. Schon vorher, nämlich am 18. August, hatten die Böhmen ihn „als Erbfeind des evangelischen Glaubens und als Sklaven Spaniens und der Jesuiten" von dem böhmischen Throne abgesetzt und den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, zum König von Böhmen gewählt. Er war der Schwiegersohn des Königs Jakob I. von England und der Neffe des bekannten Moritz von Oranien. Frühe hatte er seinen Vater Friedrich IV. von der Pfalz verloren und die Pfalz wurde deshalb vormundschaftlich regiert. Er war erst 23 Jahre alt, als ihm die Königskrone von Böhmen angeboten wurde. Er zeichnete sich zwar durch Herzensgüte, Freigebigkeit und liebenswürdige Umgangsformen aus, aber wie der Verlauf der Geschichte zeigt, fehlten ihm die Eigenschaften eines Feldherrn und Staatsmannes, welche die schwierige und dornenreiche Königskrone erfordert hatten. Als ihm das Ereigniß angekündigt wurde, war er sichtlich betroffen. Er fragte deshalb da und dort um Rath. Sein Vetter, der Herzog Maximilian, sowie mehrere Mitglieder der Union riethen ihm entschieden von der Annahme der Krone ab. Ob unser Markgraf Georg Friedrich ihn ebenfalls gewarnt hat, weiß ich nicht, ich setze es aber voraus. Leider viel zu spät, nachdem der Kurfürst die Krone bereits angenommen hatte und die Krönung

in acht Tagen bevorstand, lief ein abmahnendes Schreiben seiner Kollegen, der Kurfürsten, bei ihm ein und ihre Gründe waren so schlagend, daß er noch jetzt hätte die Krone zurückgeben können, aber die schöne, stolze Gemahlin Elisabeth dachte anders. Man erzählt von ihr, daß sie gegenüber solcher Abmahnungen geäußert habe: „Lieber mit einem Könige Sauerkraut essen, als mit einem bloßen Kurfürsten den delicatesten Braten". So etwas hätte seine Mutter Juliane, die Tochter des berühmten Oraniers Wilhelm, nie gesagt. Mit betrübtem Herzen und Thränen in den Augen sagte sie zu dem scheidenden Sohne: „Ach, nun geht die Pfalz in Böhmen!" Wodurch sie zu verstehen geben wollen, sagt ein alter Bericht dazu, „daß um der böhmischen Krone willen die Kurpfalz endlich verloren gehen werde". Sein hauptsächlichster Rathgeber, der Fürst Christian von Anhalt, sowie Camerarius, ein tüchtiger Staatsmann, und namentlich auch sein Hofprediger Scultetus, ein strenger Calvinist, riethen zur Annahme der Krone und trafen dadurch mit den Wünschen des jungen Ehepaares zusammen. Freilich wäre es ein Irrthum, glauben zu wollen, daß die Annahme der Krone bloß aus Ehrgeiz erfolgt wäre. Ein tieferer Grund lag gewiß in ihrem Sinne, nämlich die Ausbreitung und der Schutz des evangelischen Christenthums unter seinen neuen Unterthanen. Ich stimme darin mit dem großen Geschichtsschreiber Ranke überein, welcher sagt: „Halte man es für keine Maske, wenn der Fürst und die Fürstin das Interesse der Religion hervorhoben; so war die Zeit überhaupt, so war besonders die Partei gesinnt, der sie angehörten". Es waren Calvinisten, und mit welchem Eifer dieselben ihre Richtung vertraten, weist die Kirchengeschichte nach. Denken wir nur an den Markgrafen Ernst Friedrich von Baden, mit welchem Fanatismus er den Pforzheimern den Calvinismus aufnöthigen wollte. Auch der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, den man mit Recht den Frommen nennt, ließ sich von dem evangelisch gesinnten Kaiser Maximilian II. nicht bereden, bei der ungeänderten Augsburgischen Confession zu verbleiben. Er führte mit Hochdruck die calvinische Richtung in seiner Pfalz ein.

Am 31. Oktober 1619 hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug in Prag und fünf Tage nachher fand die Krönung in

der Schloßkirche statt. Alle mögliche Pracht wurde hier entfaltet, und man muß sagen, daß es in einem christlichen, evangelischen Sinne geschah. Obwohl Dänemark, Schweden, Holland und die Union den neuen König anerkannten, so traten doch bald große Schwierigkeiten hervor. Die Mitglieder der Union verstanden sich bloß dazu, die Pfalz zu vertheidigen, wenn sie angegriffen würde. Der Kaiser Ferdinand gewann den Herzog Maximilian, einen der bedeutendsten Fürsten jener Zeit, durch große Versprechungen. Da wir denselben schon mehrmals genannt haben, halten wir es an der Zeit, uns etwas näher mit seiner Person zu beschäftigen. Am 17. April 1573 geboren, wurde ihm von frühe an Haß gegen das Lutherthum eingeprägt. Seine Eltern wurden ganz von den Jesuiten beherrscht und schon als 14jähriger Knabe schickten sie ihn auf die Universität nach Ingolstadt, welche von den Jesuiten geleitet wurde. Hier traf er, wie wir schon gehört haben, seinen Vetter Ferdinand. Im Jahre 1591 berief ihn sein Vater Herzog Wilhelm V. nach München zurück, um in die Regierungsgeschäfte eingeleitet zu werden. Bei seinem hellen Verstande durchschaute er die Fehler der Regierung. Wie Ferdinand, sollte auch Maximilian in Rom das Haupt der römischen Kirche kennen lernen. Der Papst empfig ihn mit großer Zuvorkommenheit, wie das auch der damalige Jesuitengeneral Aquaviva that. Das that dem jungen Prinzen so wohl, daß er an seinen Vater nach München schrieb: „Man muß in ihn verliebt werden, wenn man ihn so zu sagen nur anschaut“. Ueber den Wallfahrtsort Loretto reiste er zurück. Er fand seinen Vater in den ärgsten Finanzverlegenheiten, obwohl die Stände nach stürmischen Sitzungen ihm große Summen verwilligt hatten. Er sah keinen anderen Ausweg, als die Regierung an seinen Sohn Maximilian abzutreten. Derselbe führte bald Ordnung ein und in wenigen Jahren hatte er nicht nur alle Schulden getilgt, sondern auch einen Schatz angelegt. Was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Herstellung einer bayerischen Armee. Trotz großen Widerstandes gelang es ihm, eine Militärmacht aufzustellen. Mit welchem Erfolge dies geschah, beweist die Geschichte des unseligen dreißigjährigen Krieges. Er ließ sich aber von Kaiser Ferdinand nur unter den günstigsten Versprechungen zur Hülfeleistung in Böhmen

gewinnen. Die Oberleitung der Liga mit unumschränkter Gewalt und die Uebertragung der pfälzischen Kur auf Bayern war ihm zugesagt. Mit Klugheit und Energie ging er alsbald ans Werk. Vor allen Dingen gewann er bei einer Zusammenkunft in Würzburg seine Freunde, die Ligisten, zur Aufstellung von Truppen. Spanien versprach, von den Niederlanden aus ein Heer in die Pfalz einrücken zu lassen. Und daß auch der Papst nicht fehle, dürfen wir voraussetzen. Hielt er doch den Feldzug gegen Böhmen für einen Kreuzzug wider die Ketzer, und schickte zu dem Ende 100,000 Kronen mit dem Versprechen, während des Krieges die doppelte Summe beizusteuern. Darüber brauchen wir uns gar nicht zu wundern, aber darüber kann man sich nicht genug wundern, daß der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen sich lieber an die Katholiken anschloß, als an die evangelischen Reformirten. Er konnte doch wissen, daß Kaiser Ferdinand schließlich nicht fragte, ob die Unterthanen reformirt oder lutherisch seien, ihm war es genug, zu wissen, daß sie nicht katholisch waren. Sein Verhalten in Steiermark, Kärnthen und Krain lieferte Beweis genug, indem dort fast die meisten Unterthanen lutherisch waren. Er rottete dort das lutherische Christenthum aus und verbrannte Massen von Bibeln und köstlichen Erbauungsbüchern. Nannte doch der jetzige Papst den Dr. Luther einen Erzketzer. Und auch der Kurfürst von Sachsen sollte die Feindschaft Roms gegen das lutherische Land zu seinem Schmerze kennen lernen.

Damit Maximilian seinen Rücken frei hätte, brachte er es dahin, daß ein Theil der Mitglieder der Union in einem Friedensvertrag zu Ulm ihr Oberhaupt, den König von Böhmen, preisgaben und sich nur für verpflichtet hielten, die Pfalz zu schützen. Schon im Juni 1620 rückte Maximilian mit einem Heere von 30,000 Mann vor. Damit er ein Unterpfand für seine Kriegskosten hätte, nahm er zuerst Oberösterreich ein. Auf dieselbe Weise, wie die Katholiken thaten, ging man in Böhmen nicht vor. Die Schätze, welche Friedrich aus der Pfalz mitgebracht hatte, waren bald verschwunden, denn der leichtsinnige, vergnügungssüchtige Fürst verschwendete rasch mit seinem Hofe die Schätze durch öffentliche Aufzüge, durch Gastmähler und Tanzbelustigungen. In Schlesien und Mähren hielt er kostbare Huldigungsfeierlichkeiten. Dadurch wurde das

Land noch mehr ausgesogen. Der mehr ernst gesinnte Böhme nahm an solchen Belustigungen großen Anstoß. Daß der König die Deutschen bevorzugte, kränkte besonders den böhmischen Adel. Arge Mißgriffe ließ sich Friedrich aber in kirchlicher Beziehung zu Schulden kommen. Bei seiner Krönung hatte er versprochen, den drei anerkannten Confessionen freie Glaubensübung zu gestatten. Er hielt aber sein Versprechen nicht, sondern ließ sich durch seinen calvinischen Hofprediger Scultetus verleiten, den Katholiken die Domkirche wegzunehmen; und nun erfolgte, wie in den Niederlanden, ein wahrer Bildersturm. Ein prächtiges Altarbild von Lukas Cranach wurde herabgerissen und verdorben, andere Kunstgegenstände wurden zerschlagen und verbrannt, die Altäre mit Tischen, die goldenen und silbernen Gefäße mit hölzernen vertauscht, keine Glocke durfte mehr geläutet werden. Obwohl die Lutheraner die Mehrzahl der Protestanten bildeten, so wurde ihnen doch mit Abschaffung ihrer Kirchengebräuche gedroht. So hatte der König Friedrich in seiner Unklugheit Alles gethan, um die Herzen seiner neuen Unterthanen sich zu entfremden. Inzwischen waren die kaiserlichen und ligistischen Truppen in Böhmen eingerückt und Herzog Maximilian hatte alsbald den Entschluß gefaßt, auf den Mittelpunkt, nämlich auf Prag, loszugehen. Die Böhmen wurden von dem Fürsten Christian von Anhalt, dem Hauptfeldherrn des Königs, angeführt. Derselbe erkannte bald, daß es von dem Feinde auf Prag abgesehen sei, und um dem Feind den Vorsprung abzugewinnen, drang er in einem Eilmarsch vor und besetzte alsbald den sogenannten weißen Berg. Hier hatte sich das böhmische Heer in einem Bogen aufgestellt, durch die Stadt im Rücken gedeckt. Allmählich rückte auch das feindliche Heer in Abtheilungen vor, statt aber, wie Fürst Anhalt wollte, den Feind alsbald anzugreifen und zu schlagen, widersetzte sich der Reiterführer Graf von Hohenlohe diesem Rathe, und damit war der günstige Augenblick des Sieges verpaßt. Erst zwischen 12 und 1 Uhr am 8. November 1620 begann die Schlacht an der Stelle, an welcher die Böhmen ihren König Friedrich begrüßt hatten. Hier sollte ihm das Schicksal des Herabsteigens vom Thron zu Theil werden. Als das katholische Heer den Berg heraufrückte, empfing es ein lebhaftes Kanonenfeuer, es hielt aber dennoch

Stand, weil die Kugeln meistens über die Köpfe hinwegsausten. Ganz unerwartet floh das Regiment Thurn's, aber der Sohn des Fürsten von Anhalt brach mit seinen Reitern hervor und brachte die kaiserliche Reiterei zum Weichen, Tilly jedoch schickte alsbald bayerische Hülfe, und die aller Zucht entwöhnten 6000 Ungarn ergriffen die Flucht ohne Schwertschlag und rissen die übrigen mit sich fort. Zwar suchten Fürst Anhalt und Thurn die Fliehenden zurückzuführen, aber da war kein Aufhalten. Und wo war König Friedrich? Er saß mit seiner Gemahlin an der Mittagstafel und erst auf die zweite Aufforderung, daß die Schlacht begonnen habe, warf er sich auf das Pferd, und ehe er das Thor erreichte, kam ihm der Fürst Anhalt mit der Trauerpost entgegen, daß die Schlacht verloren sei. Allerdings war das Heer geschlagen, aber nicht vernichtet, zudem hatte Mansfeld noch viele Plätze inne, auch rückte ein ungarisches Heer zur Hülfe herbei, ebenso konnte Prag längere Zeit gehalten werden, so daß der Belagerer wegen des Winters, wegen Hunger und Seuche die Festung nicht lange belagern konnte. Aber der Winterkönig, wie man ihn spottweis nannte, hatte den Kopf verloren. Schon am folgenden Morgen floh er mit seiner Gemahlin und dem Fürsten von Anhalt und vergaß sogar, die schon gepackte Krone und Scepter mitzunehmen. Anhalt ließ sogar die geheimen Papiere zurück, aus denen die Kaiserlichen manche Enthüllungen zum Verderben mehrerer Männer schöpften. Daß die Katholiken triumphirten, war vorauszusehen. Drei Tage nach der Schlacht schrieb Maximilian dem Papste, indem er ein Wort Cäsars nachahmte: „Ich kam, sah und Gott siegte“. Es erfolgte nun die greulichste Reaction und ein Blutgericht vor dem Rathhause in Prag, welches in der Geschichte seines Gleichen sucht. Man erzählt, daß der Kaiser Ferdinand anfangs geneigt gewesen sei, kein Bluturtheil vollziehen zu lassen, aber sein Beichtvater Lemermann, ein extremer Jesuit, der seinen Herrn unbedingt beherrschte, machte ihm solche Vorstellungen, daß der Kaiser nachgab, wie ich glaube, gerne nachgab. Am 27. Juni 1621 wurden 27 der Gefangenen hingerichtet, die übrigen mit Gefängniß gestraft, allen aber ihre Güter genommen und den Jesuiten gegeben. Ich kann nicht umhin, einige Beispiele von dem Zeugenmuthe, der sich hier offenbarte, aufzuführen. Der

Erste, welcher die Blutbühne betreten sollte, war der Graf Joachim Andreas Schlick, aus einem altberühmten Geschlechte, ein edler, frommer Mann. Als er beim Besteigen des Schaffotes die Sonne erblickte, sprach er: „Christe, du Sonne der Gerechtigkeit, gib, daß ich durch des Todes Dunkel zu deinem Lichte kommen mag!“ Als der Ritter Kaplerz von Sulowitz, ein Greis von 86 Jahren, zur Hinrichtung gerufen ward, sagte er: „Ich warte mit Verlangen“. Vor Altersschwäche konnte er nur von Bedienten geführt die Blutbühne besteigen. Mit dem Gebete: „Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ fiel das schneeweiße Haupt. Auch der berühmte Arzt und Professor Jessenius, Kanzler der Universität Prag, mußte sein Leben auf eine schreckliche Weise lassen. Er hatte sich nämlich zu einer Reise nach Ungarn bewegen lassen, um die Ungarn zu einer Verbindung mit den Böhmen zu überreden. Der Scharfrichter schnitt ihm zuerst die Zunge heraus, er sank auf seine Kniee, Gebete konnte er nur noch stammeln. Nach der Enthauptung wurde er geviertheilt, wie das mit mehreren anderen Hingerichteten geschah. Sein Haupt wurde, wie das auch Anderer, auf den Brückenthurm aufgesteckt. Mit besonderer Todesfreudigkeit bestieg der Rathsherr Kutnaur die Leiter zum Galgen mit den Worten: „Ich sterbe, weil ich dem Vaterland und dem Evangelio treu gewesen. Gott verzeihe meinen Feinden, sie wissen nicht, was sie thun. Du aber, Christe Jesu, erbarme dich mein, dir befehle ich meine Seele!“ Alle 27 Märtyrer machten ihrem Herrn Jesu Christo Ehre durch ihren Tod.

Nun hatten die Jesuiten mit ihrem Jesuitenkaiser Ferdinand freie Hand, ihre Gegenreformation durchzuführen. Und sie thaten das mit Ingrimm. In kurzer Zeit wurden alle lutherischen Pfarrer aus Böhmen ausgetrieben, und viele glaubenstreue Bürger wanderten mit ihnen in die Verbannung. Aus den Rathscollegien wurden die Protestanten und aus der Universität die protestantischen Professoren entlassen. Ueberall wurde mit Zwang das Volk zur römischen Kirche genöthigt. Man schätzt das Vermögen, das man den Protestanten abgenommen hat, auf 24 Millionen Thaler. Das meiste erhielt der katholische Adel für die Dienste, welche sie dem Kaiser geleistet hatten. Doch darf man sich freuen und Gott danken,

daß an 30,000 Familien, unter welchen 185 Adelsgeschlechter waren, ihren theuern evangelischen Glauben ihrem Vaterlande und Vermögen vorzogen. Viele verließen ganz arm ihre Heimath, und mit welch' schwerem Herzen mag dies geschehen sein!

14.

In voller militärischer Thätigkeit.

Der so militärisch thätig war, ist Niemand anders, als unser Markgraf Georg Friedrich. Schon im Anfang des Jahrhunderts, als Oesterreich durch die Türken in großem Gedränge war, führte er auf seine Kosten ein kleines Heer nach Ungarn und stellte sich unter den Oberbefehl des Herzogs Philipp Emanuel von Lothringen. Diese freiwillig gewährte Hülfe verschaffte ihm die Gunst des kaiserlichen Hofes. Freilich hat man späterhin Alles vergessen. Es war aber nicht das letzte Mal, daß der Markgraf die Waffen ergriff. Es regierte um jene Zeit in Straßburg als Bischof daselbst der Erzherzog Leopold von Oesterreich. Wie so manche höhere Geistliche der katholischen Kirche, vergaß auch der Erzherzog den geistlichen Beruf, welcher es mit den Seelen der Christen zu thun hat. Freilich an ihrem Oberhaupte in Rom hatten sie kein Vorbild, denn er war ein weltlicher Herrscher ganz gegen den Sinn Christi und seiner Apostel, namentlich des Apostels Petrus. Schon als Knabe hatte der Erzherzog Leopold das Bisthum Passau erhalten und als Jüngling von 20 Jahren saß er auch noch auf dem Bischofsstuhl von Straßburg. Da hörte der Markgraf, daß der kriegerische Erzherzog durch seinen Oberst Kriechingim Elsaß ein Heer werbe. Das konnte gegen Niemanden anders gerichtet sein, als gegen den Markgrafen, welcher noch immer Baden-Baden besetzt hielt. Derselbe verband sich nun mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Herzog von Württemberg und ließ die Truppen in das Elsaß einrücken. Die Folge war, daß Kriechingsein Heer

entließ. Kaum waren aber die Verbündeten über den Rhein zurück, so sammelte Kriechiug abermals seine Horden und drang plündernd in die benachbarten Gebiete ein. Die Verbündeten kamen zurück und zwangen den Erzherzog im Jahr 1610 zu dem Vertrag von Willstett, der seinen Plänen für jetzt ein Ende machte.

Eine der militärischen Thätigkeiten des Markgrafen bestand darin, daß er ein größeres Werk über Kriegswissenschaft am 12. Juli 1614 zu schreiben anfing. Das große Werk ist noch vorhanden und wird für Männer, welche sich mit der Geschichte der Kriegswissenschaft vertraut machen wollen, von großem Interesse sein. Wie bei dem Markgrafen Alles von einem christlichen Geiste durchdrungen ist, so auch dieses Werk. Er beginnt: „Im Namen der allerheiligsten, unzertrennten Dreifaltigkeit. Amen.“ Er sagt im Anfang: „Der Krieg ist ein gefährlich, Ausgangs halben mißlich und an sich selbst ein bös, verhaßt Werk, welches man nit leichtlich soll vor die Hand nehmen, es sei dann die äußerste Noth, so kein Gesetz leidet, vorhanden, oder man müsse solches zu Rettung seiner Ehre und Versicherung Land und Leute nothwendig thun.“ Am Schluß des dritten Foliobandes endigt er mit dem Gebete: „Dankend der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die mir Gesundheit, Fried und Verstand verliehen, dieses Werk zu vollenden, der gebe, daß ich und meine Söhne, vor die ich's gemacht, solches zu seinem und ihrem Lob mögen anwenden. Amen.“

Das große Werk hat er seinen Söhnen gewidmet. Hören wir diese Widmung: „Den hochgebornen unsern freundlichen, lieben Söhnen Friedrich, Karl und Christoph, Markgrafen zu Baden und Hochberg, auch denen, so wir durch den Segen Gottes noch ferner bekommen möchten.

Unsere väterliche Gnad zuvor: Hochgeborene Fürsten, freundliche, liebe Söhne! Es ist gewiß, daß nächst der von Gott aus Gnaden offenbarten Wissenschaft, selig zu werden, keine größere, nützlichere, doch auch schwerere Kunst auf Erden, denn wohl zu regieren; welche zwar vornehmlich aus Heiliger Schrift gründlich erlernt wird (daher sie den Regenten das Gesetzbuch so hoch recommandirt), jedoch auch neben täglicher Erfahrung aus anderen guten Scribenten etwas davon zu erkundigen (doch daß es dem Wort Gottes gemäß) nicht verboten.

Sie wird aber vornehmlich in zweierlei Zeiten gebraucht, im Frieden und im Krieg. Weil denn der Allerhöchste uns gewürdigt, ein Regent zu werden, Wir auch bald in unserer Jugend nicht unschwer abzunehmen gehabt, in was gefährliche Zeiten unser geliebtes Vaterland deutscher Nation, sowohl auch und insonderheit die ganze Markgrafschaft Baden (zweifelsfrei aus wohlverdienter Strafe unserer übermachten Sünden) gerathen, und menschlich zu reden wohl gesehen, daß uns, so viel die Markgrafschaft Baden berührt, endlich die Last auf den Hals wachsen würde; als haben wir nächst Anrufung des Allerhöchsten uns eifrig vorgesetzt, mit seiner Hülfe diese Kunst, hintangesetzt alle Commoditäten, Wollüste, auch unsere Gesundheit, zu erlernen.

Soviel nun den Frieden betrifft, berufen wir uns auf dasjenige, so Gott in währendem unserem schweren Regiment durch uns möchte wirken, davon diesmals weiter zu handeln, unser Intent nicht. Den Krieg belangend habt ihr hiemit, was wir bisher sowohl durch die Pratik, als Theorie nicht ohne sondere Mühe und Gefahr erlernt, davon wir der Sache Verständige urtheilen lassen. Ob nun wohl solches Werk von unterschiedlichen Sprachen, oft auch etwa die Materie versetzt, desgleichen viel Altes, so nimmer gebräuchlich, mit unterläuft, so habt Ihr Euch doch dessen nicht hindern zu lassen; denn das erste belangend hoffen wir, Ihr werdet in Euren Studiis so weit kommen sein oder noch mit Gottes Hülfe kommen, daß Euch die vier Sprachen, deren wir uns hierinnen gebraucht, nicht ungemein sein sollen; so haben wir auch Bedenken gehabt, der Autoren Wort zu übersetzen, denn solches nicht allezeit ohne Nachtheil ihrer eigentlichen Meinung geschehen kann. Das Alte haben wir darum hineingerückt, weil noch viel nützliches darunter, auch man sehen könne, wie und aus was Ursachen sich das Kriegswesen nach und nach geändert; insgemein aber, da etwas Fehler (wie denn allhie nichts Perfektes zu finden) mit unterläuft, verhoffen wir leichtlich bei denen entschuldigt zu sein, denen wissend, wie sehr und beharrlich wir mit Geschäften überhäuft sind. Gleichwohl ist es an dem, daß, welcher dies Buch recht verstehen und ins Werk richten lernt, demselben wird eine Armee wohl zu vertrauen sein. Endlich wollen wir auch aus hohen Ursachen, daß solch Opus weder schriftlich

durch den Druck noch in anderem Weg publizirt, sondern von Euch in der Stille behalten und zu der Ehre Gottes des Allmächtigen, des geliebten Vaterlandes, sonderlich der betrübten Markgrafschaft Baden in brüderlicher Einigkeit gebraucht, wie auch zu Eurem unsterblichen Namen und unserem Gedächtniß angewendet werde. Geben zu Carlsburg den 25. November 1617.

Euer getreuer Herr Vater,
so lange Ihr Gott fürchtet,
Georg Friedrich, Markgraf zu Baden."

Aber jetzt war die Zeit gekommen, wo er die Feder mit dem Schwerte vertauschen mußte. In Speier saß damals auf dem bischöflichen Stuhle Philipp von Sötern. Zu seinem Bischofsbesitz gehörte auch die nahe liegende Stadt Udenheim. Er legte ihr den Namen Philippsburg bei und hatte sie bereits nahezu in eine Festung umgewandelt. Die Stadt Speier erklärte dies wider ihre Privilegien und beschwerte sich. Der Bischof bekümmerte sich nichts darum und baute an der Festung weiter. Eines Tages erschienen Soldaten zu Pferd und zu Fuß mit Geschütz und mit 1200 Schanzgräbern. Der Markgraf hatte nämlich mit dem Kurfürsten von der Pfalz sich dahin vereinigt, die an ihren Gebieten nahe liegende Festung zu zerstören. Auf Verlangen der Oeffnung der Thore gingen die Thore gutwillig auf und die Schanzgräber waren bald mit der Niederreißung der Wälle und Bollwerke fertig. Von den aufgeworfenen Gräben sah man bald nichts mehr, weil sie mit Erde ausgefüllt wurden. Der Kurfürst rechtfertigte die Schleifung durch eine besondere Schrift. Bekanntlich ist die Festung nach des Kurfürsten Unglück wieder hergestellt worden.

Wir müssen noch einmal auf Böhmen zurückkommen. Wir wissen bereits, wie im Anfang der zwanziger Jahre Deutschland sich zu einem großen Kriegslager gestaltet hatte. Die unirten Fürsten sahen ein, daß man den katholischen Werbungen entgegentreten müsse. Da zog Markgraf Georg Friedrich mit einigen tausend Mann zu Pferd und zu Fuß nach Franken, um die Kaiserlichen am Vorrücken zu verhindern. Nun kam die Nachricht, daß ligistische Truppen aus den Niederlanden heraufkämen. Auf den Befehl des Markgrafen Joachim Ernst

von Brandenburg, des obersten Feldherrn der Unirten, rückte Georg Friedrich mit 10,000 Mann in aller Eile an den Oberrhein, um den Erzherzog Leopold von Straßburg zu verhindern, dem Herzog Maximilian von Bayern Truppen zuzuführen. Sein Lager schlug er zwischen Freiburg und Ihringen auf und besetzte den Rheinpaß mit Geschütz und Soldaten. Ueberhaupt waren alle Ueberfahrten über den Rhein zwischen Basel und Straßburg gesperrt, so daß es für den Erzherzog unmöglich war, dem Herzog Maximilian sein Kriegsheer zuzuführen. Der Kaiser verlangte, daß das Heer in Elsaß als kaiserliches durchgelassen werden soll, und der Markgraf gab nach, was ihm als Unklugheit ausgelegt wurde. Dazu kam noch, daß sich die Unirten in Ulm versammelten und mit den Ligisten einen Friedensvertrag schlossen, hauptsächlich durch das Betreiben des französischen Gesandten, wonach den Ligisten es frei stehe, dem Kaiser in Böhmen zu helfen, während die Unirten das Recht hätten, sich der kurfürstlichen Erblande anzunehmen. Was der Kaiser wollte, hatte er nun erreicht. Den schrecklichen Ausgang in Böhmen kennen wir bereits. Mit dem Siege des Kaisers in Böhmen hatte der Krieg noch kein Ende. Ganz widerrechtlich sprach der Kaiser die Reichsacht gegen Friedrich V. aus. Sein Ziel war, den entthronten Fürsten um seine Lande zu bringen und sie dem Herzog Maximilian von Bayern als Entschädigung für seine bisherigen Kriegskosten zu überlassen. Das ging freilich nicht so leicht, denn in Oberbayern stand als Vertheidiger des Fürsten der Graf Mansfeld, der Reichsbandit, wie ihn seine Gegner nannten. Friedrich V. hatte ihn schon zum Feldmarschall ernannt und tapfer, wie er war, war er nicht so leicht zu vertreiben. Schließlich mußte er doch der Uebermacht weichen, wir begegnen ihm wieder in der Unterpfalz. Dort war schon seit einiger Zeit der spanische General Spinola mit 24,000 Mann aus den Niederlanden eingerückt, und, was noch schlimmer war, die Union hatte ihr Ende erreicht. Der Kurfürst Schweikart von Mainz und der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt hatten es mit dem Spanier Spinola fertig gebracht, die Union, welche einst so bedeutende Pläne gefaßt hatte, auszulöschen. Den darauf bezüglichen Vertrag von Mainz hat aber unser Markgraf nicht unterschrieben, er hielt aus.

Während Mansfeld sich nach der Unterpfalz zurückzog, weil er einsehen mußte, daß er sich gegen den Herzog von Bayern nicht länger halten konnte, war der Schauplatz des Krieges mit einem Mal in das westliche Deutschland verlegt. Kaum war Mansfeld am Rheine erschienen, so sammelte sich eine Masse Truppen um ihn mit der traurigen Aussicht, sich auf Kosten der Bürger und Bauern zu ernähren und womöglich sich zu bereichern. Nachdem er das flache Land von Elsaß auf längere Zeit zu Grund gerichtet hatte, zog er mit seinen Horden in das Bisthum Speier und verfuhr gerade so mit demselben, wie im Elsaß. Daß der Kaiser ihn in Acht erklärte, half nichts. Da erschien am Neckar Tilly. Wir haben ihn schon genannt, es wird Zeit sein, ihn etwas näher zu betrachten. Er hieß eigentlich Johann Therklaas Freiherr von Tilly. Im Februar 1559 in oder in der Nähe von Brüssel geboren, kam er schon mit zehn Jahren nach Köln in die Schule der Jesuiten. Seine Neigung ging auf die Frömmigkeit, einige meinen sogar, daß er Novize der Jesuiten gewesen war. Seine militärische Laufbahn begann er unter Alexander von Parma, einem bedeutenden Feldherrn. Er diente von der Picke auf. Weil man seine militärischen Fähigkeiten bald erkannte, ließ man ihn emporsteigen. Bei verschiedenen Herren nahm er Kriegsdienste. Am liebsten hätte er dem Kaiser gedient; weil ihn aber der Kaiser Matthias nicht wollte, trat er im Jahre 1610 in die Dienste Maximilians von Bayern. Schon vorher machte man ihm den Vorwurf, daß seine Truppen sich durch Rauben und Brennen hervorthäten, er suchte sich durch eine Denkschrift zu vertheidigen, ohne den Vorwurf widerlegen zu können. Persönlich war Tilly mäßig, ernst und ein Feind des Saufens, auch blieb er unverheirathet. Mit Recht hat ihn Jemand einen „Mönch im Gewande des Feldherrn" genannt. Wo Andere sich nach Ruhe sehnen, trat Tilly im 61. Lebensjahre im Jahr 1620 in die Dienste der uns bekannten Liga. Er war klein von Gestalt, von breiter, hervorragender Stirne, lebhaften blauen Augen, mit Adlernase, spitzigem Kinn, von starkem Bart umschattet, sein kurz geschnittenes Hauptthaar war frühe gebleicht. Streng römisch-katholisch hörte er täglich zweimal die Messe. Der Jungfrau Maria ist er ganz ergeben, ihr Name dient ihm als Schlacht-

ruf. Seine Ruhestätte hatte er sich in der Kirche zu Altenötting erkoren. Dieser Mann, der Sieger in vielen Schlachten, war es, mit welchem es Mansfeld und dann unser Markgraf Georg Friedrich aufzunehmen hatte. Bereits war er im Herbst 1621 an der Spitze des ligistischen Heeres durch den Odenwald bis an die Bergstraße vorgedrungen und hatte schon Ladenburg erobert. Das unglückliche Land mußte über ein halbes Jahr seine Grausamkeit erfahren. Ich will nur zwei Beispiele anführen. Am 25. März 1622 eroberte er Neckargemünd und ließ nicht nur die kleine pfälzische Besatzung, sondern auch viele Einwohner, sogar Frauen und Kinder zusammenhauen. Ein ähnliches schreckliches Schicksal erlebte drei Tage vorher das Städtchen Hilsbach, denn sein Oberst Schmidt ließ 122 Bürger, den größten Theil des Städtchens, niedermetzeln. Solche und andere Grausamkeiten wurden ohne Zweifel dem Markgrafen berichtet. Wir haben schon gehört, daß er den Schwindelvertrag von Mainz nicht unterzeichnet hatte, und trotzdem, daß die übrigen Fürsten sich aus der Union zurückgezogen hatten, hielt er nach seiner ritterlichen Gesinnung aus. Menschlich angesehen hätte man denken sollen, daß er die Waffen niederlegte. Ueberall hatte ja der Kaiser Ferdinand den Sieg davongetragen, Böhmen lag ohnmächtig zu seinen Füßen. Der spanische Feldherr Spinola hatte die linksrheinische Pfalz großentheils erobert, nur noch wenige feste Punkte gehörten dem Kurfürsten Friedrich. Was sollte der einzelne Fürst, auch verbunden mit dem Grafen Mansfeld, gegen den Kaiser ausrichten können? Aber wenn Georg Friedrich die Markgrafschaft Baden-Baden ansah, welche er stark besetzt hatte und für sein rechtmäßiges Besitzthum hielt, konnte er unmöglich seine Truppen entlassen. Wir dürfen auch nie vergessen, daß er ein tüchtiger Kriegsmann war und sich zu einem erfolgreichen Kriege so zugerüstet hatte, daß er einen Sieg hoffen konnte. Wir würden ihn aber durchaus nicht verstehen, wenn wir seine tiefste Triebfeder vergessen wollten. Es war seine aufrichtige Frömmigkeit. Er sah voraus, daß der bigotte Kaiser, welchen Jedermann als den Unterdrücker des Evangeliums und der evangelischen Kirche kannte, auch in der Pfalz und in Baden als solcher auftreten und handeln würde. Dazu hatte kein Kaiser bisher die deutsche Freiheit der Fürsten so zu Boden geschlagen als Ferdinand. Und der

Markgraf hatte ein deutsches Gemüth und ein Bewußtsein seiner fürstlichen Würde. Zudem war der geächtete Kurfürst Friedrich verkleidet aus Holland angekommen und hatte mehrmals Boten nach Durlach gesandt, welche den Markgrafen mit seinem wohlgeübten Heere dringend um Unterstützung baten. Hatte doch der Kurfürst unter seinem Feldherrn Mansfeld ein Heer von wenigstens 20,000 Mann und ein anderer Freibeuter, der Herzog Christian von Halberstadt, eine wohl ebenso große Truppenmasse, so daß sie vereinigt ein Heer von über 50,000 Mann vorführen konnten. Da war nach menschlichem Ermessen Tilly bald aus der Pfalz hinausgetrieben. Solche Aussicht hatte für einen Kriegsmann wie Georg Friedrich etwas Verlockendes. Als der Kurfürst Friedrich mit Mansfeld zusammengetroffen war, richtete er nacheinander zwei Schreiben durch Eilboten nach Durlach, seine Ankunft zu melden und um Hilfe zu bitten. Er schreibt: „Gott wird dem treuen und vaterländischen Sinne Ew. Liebden, sowie unseren beiderseitigen gerechten Bestrebungen seinen Beistand nicht versagen. Die erste Nachricht, die ich auf meinem heimathlichen Boden erhalte, ist die, daß die Besatzung von Dilsberg Tilly's gegen sie unternommenen Sturm zurückgeschlagen hat. Doch diese Feste bedarf bei ihrem Mangel an Munition der schleunigsten Hülfe. Morgen führt daher Mansfeld mein Heer bei Rußheim auf das rechte Rheinufer. Wie glücklich wäre ich, wenn ich dann Ew. Liebden sogleich wiedersehen und Ihre Truppen mit den meinigen vereinigt finden könnte!" Als gar Mansfeld am 20. April seinen Hauptmann Weis nach Durlach schickte, mit der Nachricht, daß schnellstens gehandelt werden müsse, konnte der Markgraf nicht mehr zaudern. Mansfeld wollte schon zwei Tage nachher bei Rußheim über den Rhein gehen und bat um Wagen zum Transport von 20,000 Laib Brod zu je 2 Pfund. Die Würfel waren gefallen. An ein Zurückgehen war nicht mehr zu denken, so verhängnißvoll auch dieser Schritt war.

15.

Die Schlacht von Wimpfen.

Der Markgraf wußte recht gut, was bei einem Kriege auf dem Spiele stehe, hatte er doch in seinem Buche über das Kriegswesen mit Recht den Krieg „ein gefährlich, Ausgangs halben mißlich, bös, verhaßt Werk“ genannt und ausgesprochen, daß nur die äußerste Not und wenn man es zur Rettung seiner Ehre und zum Wohl des Landes und der Unterthanen thue, den Krieg unternehmen könne. Seine fürstliche Ehre, nach welcher er der Union sich angeschlossen hatte, und das politische und kirchliche Wohl seiner Markgrafschaft zwang ihn zum Kriege. Daß der Feind beim Gelingen des Krieges die deutsche Freiheit und die evangelische Kirche unterdrücken werde, war sicher. Werde aber der Feind geschlagen, so bleibe vorderhand die Freiheit der Fürsten und der evangelischen Kirche gewahrt. Es war dann auch zu hoffen, daß sowohl der Herzog von Württemberg, als auch der Markgraf von Brandenburg-Ansbach und mehrere bedeutende freie Städte sich wieder anschließen würden. Mansfeld's, Christian's von Halberstadt und seine eigenen Truppen bildeten, wie schon gesagt, ein Heer von wenigstens 50,000 Mann. Er hat gewiß auch nicht vergessen, daß er seine Landwehr in den Waffen geübt hatte. Seine neu gegossenen Kanonen und die Haubitzen auf drehbaren Achsen, welche er erfunden hatte, mochten ihm frohe Aussichten eröffnen. Dennoch hatte der kluge Fürst auch eine Niederlage ins Auge gefaßt. Daß bei einer solchen die Markgrafschaft der fürstlichen Familie verbleibe, entschloß er sich, der Regierung zu entsagen und sie seinem ältesten Sohne Friedrich, unter dem Namen Friedrich V. bekannt, zu übergeben. Dies geschah auf feierliche Weise am 22. April vor versammeltem Hofe. Die darüber von ihm unterzeichnete Urkunde ließ er verlesen, und sein Sohn gelobte, den väterlichen Willen zu vollbringen. Erst einen Monat nachher ließ sich der junge Markgraf huldigen. Das sieht man aus einem Briefe des

Professors Wegelin an einen Freund in Straßburg: „Der alte Herr Markgraf hat heute (23. Mai) das Regiment abgetreten und Herr Friedrich hat ihm huldigen lassen". Und der junge Markgraf schreibt am 8. Mai an seinen Vater: „Ew. Gn. schreiben, darin Sie sich dahin erklären, daß Sie sich dieses Wesens ganz nicht mehr annehmen und uns die völlige Administration der Lande übergeben wollen", beweist hinlänglich, daß er am 22. April nur theilweise der Regierung entsagt hatte.

Mansfeld rückte mit wenigstens 20,000 Mann gegen Tilly vor. Der Markgraf Georg Friedrich, welcher sein Heer bei Knielingen gemustert hatte, ging ebenfalls vorwärts. Es ist von Interesse, die Kommandirenden, welche dazu gehörten, kennen zu lernen. Voran stehen die beiden Brüder Wilhelm und Bernhard von Sachsen. Bernhard erklärt sich sogar für einen Schüler des Markgrafen. Er ist es ja, welcher nach dem Falle Gustav Adolf's bei Lützen den Oberbefehl über dessen Heer übernommen hatte und Wallenstein schlug. Herzog Johann Friedrich und Christian, Pfalzgrafen von Birkenfeld, der Wild- und Rheingraf Otto, der Markgraf Christoph von Baden, der Herzog Magnus von Württemberg, gegen den Willen seines Bruders, des regierenden Herzogs, sowie noch eine Reihe anderer Kommandirenden. Als Oberfeldherr führte der Markgraf Georg Friedrich das Heer an. Im Ganzen bestand die Zahl seiner Armee aus etwa 15,000 Mann. Schon am 25. April 1612 rückte Mansfeld gegen Tilly vor. Derselbe hatte sich in Wiesloch festgesetzt, es war eine sehr günstige Stellung. Von Bruchsal marschirt Mansfeld bis Langenbrücken, auch Tilly rückt bis Mingolsheim vor, Mansfeld setzt das Dorf in Brand, die Bayern stürzen kampfesmuthig in das brennende Dorf, auf der ganzen Linie entwickelt sich der Kampf, Mansfelds Regimenter werfen die Bayern zurück, Tilly läßt alle seine Truppen vorrücken, da kommt der Oberst Obentraut mit zwei Regimentern aus einem Hinterhalt, erstürmt Mingolsheim, erobert vier Geschütze Tilly's und beinahe hätte man ihn selber gefangen genommen. Nun betheiligt sich auch von der Flanke her ein Theil der Badenser, die Ligisten fliehen. Es ist erst drei Uhr Nachmittags und schon ist die Schlacht bei Wiesloch entschieden, 2000 Mann liegen auf dem Schlachtfeld, ohne die Gefangenen und Verwundeten zu rechnen. Der Schlag, welchen Tilly bei

Wiesloch erlitten, beugte ihn tief. Er bat dringend Cordova, sich rasch mit ihm zu vereinigen, da „das Heil des Reiches auf dem Spiele stehe“. Es wird oft bestritten, daß die Truppen des Markgrafen sich an dieser Schlacht betheiligt hätten, aber es scheint doch das Richtige, was Sachs in seiner Geschichte Badens sagt, daß fast alle Geschichtsschreiber die Theilnahme der Badenser behaupten. Der Markgraf habe erst nach dem Siege sich von Mansfeld getrennt. Der Schlachtbericht, welchen Mansfeld veröffentlichte, läßt den Herzog Wilhelm von Sachsen mit seinen zwei sächsischen Regimentern bei Mingolsheim mitkämpfen, und wir haben bereits gehört, daß diese Sachsen zu dem badischen Heere gehörten. Vergeblich hatte der Markgraf den Herzog von Württemberg gebeten, an dem Feldzuge theilzunehmen, wenigstens Zufuhr zu liefern. Auch empfahl er ihm seinen Sohn, welcher mit der Schwester des Herzogs vermählt war, und schloß mit den Worten: „Ich suche mit Gottes Hilfe einen guten und sicheren Frieden oder den Tod“. Am 25. April verließ der Markgraf mit seinem trefflichen Heere von 15,000 Mann Durlach. Auch jetzt noch beschwor ihn seine Famile, die ihn bis Staffort begleitete, zurück zu bleiben, er solle doch sein und des Landes Wohl nicht auf die Waffen setzen. Er blieb fest, weil er glaubte, seinen Kriegszug zur Ehre Gottes unternommen zu haben. Wie ernstlich der fromme Fürst sein Herz vor Gott ausgeschüttet haben wird, weiß der am besten, der die Herzen und Nieren der Menschen forschet.

Nach der Schlacht von Wiesloch hatte sich der Graf Mansfeld von dem Markgrafen von Baden getrennt, und es bleibt ein geschichtliches Räthsel, weshalb sich dieses unglückliche Ereigniß vollzogen hat. Man schiebt die Schuld gewöhnlich auf Mansfeld, welcher immer gern allein operiren wollte. Aber es läßt sich auch nachweisen, daß der Markgraf keine besondere Neigung zu Mansfeld fühlte. So zog denn der Markgraf mit seinen Truppen dem geschlagenen Tilly gewiß in der Zuversicht nach, daß er ihn nach Bayern zurücktreiben werde. Die Rechnung war eine falsche, denn inzwischen hatte Cordova einige tausend Mann dem Tilly zugeführt, so daß das ligistische Heer das badische an Zahl übertraf und kriegsgeübte Truppen den Badensern entgegenführte. Der Markgraf brannte vor

Begierde, dem Tilly eine Niederlage beizubringen. Derselbe hatte aber bereits eine militärisch günstige Stellung eingenommen. Nicht weit von Wimpfen liegt eine Anhöhe, der sogenannte Dornatwald. Dort hatte sich Tilly festgesetzt, während der Markgraf nicht weit vom Bellinger Bache sein Lager aufschlug, seine Kanonen und die Wagenburg aufstellte. Am Ende des rechten Flügels stehen die vier Kompagnieen französischer Reiter, an sie angeschlossen die vier Kompagnieen Sachsen, hierauf folgen die drei Regimenter Infanterie des Herzogs Wilhelm von Sachsen, des Obersten Goldstein und von Helmstadt. Hierauf kommt die Wagenburg. Die zwei Regimenter des Markgrafen Karl und des Herzogs Magnus von Württemberg, sowie die Schweizerkompagnie lehnten sich an das Regiment Helmstadt.

Schon am 26. April, oder wie wir jetzt sagen, am 6. Mai, begann in aller Frühe aus dem Dornatwalde ein mörderisches Feuer auf die badischen Truppen. Diese kämpften jedoch unerschütterlich. Der Markgraf stellte sich selber an die Spitze seiner Soldaten, und die Schlachtlinie Tilly's mußte weichen, ein Theil seiner Reiterei jagte dem Neckar zu. Es hatte den Anschein, als ob das ligistische Heer in die größte Unordnung gerathe. Da kam ein Botschafter Tilly's zu dem Markgrafen mit dem Vorschlag, einen zweistündigen Waffenstillstand eintreten zu lassen, und es ist unbegreiflich, daß der siegreiche Feldherr darauf einging. Als einst Friedrich dem Großen während einer Schlacht ein gleicher Vorschlag gemacht wurde, lehnte er denselben entschieden ab. Während des zweistündigen Waffenstillstandes veränderte der Markgraf seine Stellung. Das Geschütz kam von der Höhe herab an den sogenannten Hezenberg. Die Spießwagen wurden auf die Aecker gestellt und die Wagenburg dahinter, die Feldstücke standen abseits. Auch die Silberwagen und der Proviant wurden am Ufer des Bellinger Bachs aufgestellt.

Es war gegen ein Uhr, da sah der Markgraf Staubwolken hinter dem ligistischen Heer aufsteigen, er meinte wohl, daß Mansfeld herbeiziehe und ordnete deshalb den Anfang der Schlacht an, aber es war nicht Mansfeld, sondern Cordova, welcher dem Tilly zur Hülfe herbeieilte. Die Schlacht entbrannte aufs Neue. Einer der ersten, welcher fiel, war der

edle Herzog Magnus. Die Bayern erstürmten Obereisisheim und machten eine Kompagnie Badenser zu Gefangenen. Der Markgraf stand ruhig bei der Wagenburg und sandte immer nach Bedürfniß dahin Truppen, wo er es für nöthig hielt. Als aber die Feinde immer mehr drängten, stürmte er mit aller Kraft auf den Feind los, daß derselbe auf allen Seiten wich und schon ein Theil der Reiterei nach der Schiffbrücke floh. Da brach ganz unerwartet Cordova mit seinen Spaniern hervor, und obwohl die Badenser unter den Spaniern große Zerstörung anrichteten, so sammelten sie sich doch wieder und vereint mit ihnen stürmte ein neapolitanisches Regiment mit solchem Ungestüm auf die Badenser, daß diese neun halbe Karthaunen verloren und nun selbst das mörderische Feuer derselben erleiden mußten. In diesem blutigen Kampfe ward ein Pulverwagen getroffen. Der Erfolg des Schusses war entsetzlich. Wagen, Menschen, Thiere wurden in die Luft geschleudert, Viele kamen todt nnd zerschmettert auf dem Boden an, andere fielen zerstümmelt an Händen und Füßen, viele halb verbrannt ließen ein schreckliches Stöhnen vernehmen. Die badische Reiterei fing an, zu fliehen, man erzählt, daß der junge Markgraf Christoph sie auf den Knieen gebeten habe, sie möchten einhauen. Hätten sie es gethan, so wäre der Sieg erfochten worden. In solcher verzweifelten Lage eilte der Markgraf in den Kampf und focht mit seiner Leibgarde so tapfer, daß er im Gesicht eine Wunde empfing und sein Pferd tödtlich getroffen wurde. „Er hätte“, erzählte er später einem Reichsgrafen, „vor Wimpfen in der Schlacht nichts als den Tod gesucht, sich jedesmal vornen an die Spitze gestellt, frisch angegriffen, lang und fast bis auf den Letzten ausgedauert und wäre durch Gottes Hand wunderbar erhalten worden.“ Hier war es, wo die Pforzheimer ihn in die Mitte nahmen, von dem tapferen weißen Regimente unterstützt. Der Markgraf hatte bis zuletzt ausgehalten und jetzt das Kommando dem tapferen Pleickhard von Helmstadt überlassen. Gegen Abend kam der Markgraf an Heilbronn vorbei gegen Lauffen und des anderen Tages nach Stuttgart. Mit ihm zog sich die badische Infanterie zurück. Er selber ritt in Mitten seiner Reiterei. Inzwischen hielt das weiße Regiment und die Pforzheimer bei der Wagenburg aus. Sie befolgten das Wort ihres Obersten Helmstadt: „Man muß

sterben mit dem Gesicht gegen den Feind". Die Letzten auf dem Platz waren die Leibgarde des Markgrafen, die vierhundert Pforzheimer. Muthig gehen sie gegen den überlegenen Feind vor, Tilly läßt ein ganzes Regiment gegen sie ausrücken, er bietet der kleinen Schaar Gnade an, sie wird nicht angenommen, zum zweiten Male wird die Gnade abgewiesen. Sie stimmen das Lied an: „Ein feste Burg ist unser Gott", Bürgermeister Bechtold Deimling ergreift die Fahne, eine Kugel zerreißt ihm den rechten Arm, er nimmt die Fahne in die linke Hand, bis er todt umsinkt. Da ergreift der junge Waffenschmied Albrecht Roser die Fahne, die letzten achtzig schaaren sich um ihn, sie kämpfen, bis sie Alle fallen. Nur zwei bleiben übrig, darunter Albrecht Roser mit der Fahne. Er erzählt zu Pforzheim, was bei Wimpfen geschehen war.

Das ist die berühmte Leibgarde der 400 Pforzheimer, welche ihren geliebten Fürsten vor Tod oder Gefangenschaft gerettet haben. Man vergleicht sie oft mit den 300 Spartanern, welche bei Thermopylä für ihr Vaterland gegen die Perser sich aufgeopfert haben. Hier ist noch mehr, sie opfern sich nicht bloß für einen theueren, herzlich geliebten Fürsten, sondern auch für den Glauben, welchen er mit ihnen so aufrichtig bekannte.

In Pforzheim aber waren schwere Trauertage eingetreten. Es mögen wohl wenige Familien gewesen sein, in denen nicht der Tod eine schmerzliche Lücke gerissen hatte. Im Hause des Bürgermeisters Deimling fehlte der Vater, und in wie vielen anderen mag die Mutter mit ihren Kindern nach dem Vater geseufzt haben. Dort fehlte der Sohn, in einem anderen Hause weinte die Braut. Das war nicht der Fall im Hause der Familie Deimlings, denn der Waffenschmied Roser war der Bräutigam, welcher die Tochter Deimlings durch sein Wiederkommen erfreute.

16.

Nach der Niederlage.

Obwohl die Ligisten einen mit blutigen Verlusten verknüpften Sieg erfochten hatten, war doch der Erfolg für sie ein glänzender. Die Kanonen nebst den Wagenburger Bagagewagen, das Silbergeschirr des Markgrafen, zwei Wagen mit Geld, 225,000 Thaler enthaltend, fiel in ihre Hände. Dazu kam ein großer Vorrath von Mehl, Salz, Vieh und anderen Lebensmitteln. Sieben Fahnen und 10 Standarten sammt der Leibfahne des Markgrafen, sowie eine Menge von Lanzen wurden erbeutet. Tausend Mann geriethen in Gefangenschaft. Auf dem Schlachtfelde lagen von badischer Seite gegen 5000 Mann. Die Ligisten haben die Zahl ihrer Todten nicht angegeben. Ein alter Bericht spricht von 5000 Bayern, die gefallen seien, ein anderer nennt 3200 Todte und 1500 Verwundete.

Wir treffen schon am 13. Mai den Markgrafen Georg Friedrich wieder in Durlach. Er schrieb von da aus an den Markgrafen Joachim Ernst einen Brief, welchen wir doch mittheilen müssen: „Ew. Liebden mögen nicht verhalten, daß wir heute acht Tage mit dem Feinde, weil derselbe uns und unserer Armee so hart zugesetzt, schlagen müssen, und ob wir wohl uns die künftige Nacht durch etwas zu verschanzen gemeint, hat doch solches, weil beide Generale, Cordova und Tilly, so hart auf uns gedrungen, nicht geschehen können, da wir dann zwar bekennen, daß wir uns redlich und zwei Tage lang gewehret, scharmutzieren, retirieren und das Feld räumen müssen, welches ohne sonders großen Verlust abgangen, außer daß die Artillerie und etlich Partgeld, welches doch wohl zu verschmerzen und hoffentlich ins Künftige wiederum einzubringen, dahinten verblieb. Sintemal, wo auf unserer Seite Einer, seind dem Gegentheil drei oder vier erlegt worden. Und endlich haben wir von Offizieren niemand verloren, als den hochgeborenen Fürsten, unseren lieben Oheim und Schwager, Herrn Magnus, Herzog zu Württemberg, und den Pfalzgraf von

Birkenfeld, welches uns herzlich leid thut. . . Weil aber hochgedachtem Herzog dieser Fall in dem Beruf, so Sie Gott und dem Vaterland gedient, begegnet, sind Dieselben mit gutem Gewissen, Ehr und Reputation aus dieser Welt geschieden. Haben deshalb nicht unterlassen, unsere Truppen so viel wie möglich zu sammeln und sind willens, nächster Tage, beliebts Gott, wiederum zu Feld zu begeben. Darnach wir aber ganz und gar um unsere guten Pferde gekommen, so ersuchen wir Ew. D. hiermit, daß dieselben mit guten, zu solchem Handel tauglichen Pferden freundlichst aushelfen wollen, das wir uns bei zu begebenden Occasionen freundlich zu beschaffen erbötig verbleiben.

Karlsburg, 3. Mai (13. Mai) 1622.

Georg Friedrich, Markgraf von Baden."

Die Sache stand viel schlimmmer, als dieser Brief darstellt. Der Markgraf scheint mehr an die Zukunft, als an die Gegenwart gedacht zu haben. Er wollte seine zerstreuten Truppen sammeln, sich mit Mansfeld vereinigen und noch einen anderen Krieger, der von Norden herkam, dazu nehmen. Es war der schon genannte Herzog Christian der jüngere, gewöhnlich der Halberstädter genannt. Ein ritterlicher Geist beseelte den jungen Mann. Man erzählt, daß er die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich, die uns bekannte Elisabeth Stuart, zufällig auf einer Jagd getroffen, ihr einen Handschuh genommen und auf seinen Hut gesteckt habe mit dem Versprechen, nicht zu ruhen, bis er sie auf den Königsthron in Böhmen gebracht habe. Es währte nicht lange, so hatte er ein starkes Kriegsvolk unter seinen Fahnen. Auf Kosten der reichen Stifter und Abteien lebte er. Auf den Münzen, die er schlagen ließ, las man die Inschrift: Gottes Freund und der Pfaffen Feind. Wie sehr er die katholische Geistlichkeit haßte, geht aus einem Briefe an den Bischof von Würzburg hervor, den er aufforderte, seine Truppen aus der Pfalz zurückzuziehen. Er wirft dem Bischof darin vor, „er habe sich durch des leidigen Satans und seines verfluchten Anhangs, der Jesuiten, Verhetzung verleiten lassen. Ihm als einem Seelenhirten gebühre vielmehr, die irrenden Schäflein mit einer liebenden Stimme, das ist, durch friedliche Mittel, auf den rechten Weg zu bringen, als

mit Feuer und Schwert zu verfolgen und gar die Haut über dem Kopfe abzuziehen."

Hätten sich die getrennt marschirenden Truppen vereinigen können, so hätte es eine Streitmasse von 50- bis 60,000 Mann gegeben und Tilly wäre genöthigt gewesen, sich nach Bayern zurückzuziehen. Unser Markgraf hatte sich allein mit dem Grafen Mansfeld vereinigt, sie nahmen Ladenburg mit Sturm und gingen hierauf über den Rhein. Die Landschaften des Erzherzog Leopold wurden verheert. Mansfeld kam wieder über den Rhein zurück und drang ins Hessen-Darmstädtische, welches er sehr hart mitnahm, aber trotzdem ließ sich der Landgraf Ludwig von Darmstadt nicht bewegen, sich der protestantischen Sache anzuschließen. Als sie ihn in engeren Gewahrsam nahmen, versicherte er, weder Furcht noch Hoffnung werde ihn jemals bewegen, die Treue zu brechen, welche er dem Kaiser geschworen habe. Er war in dieser Hinsicht so thöricht, wie der Kurfürst von Sachsen. Dazu traf noch die Trauernachricht ein, daß der Halberstädter bei Höchst am Main von Tilly geschlagen worden sei. Diese Niederlage hätte man voraussehen können, denn Tilly's Heer übertraf den Halberstädter um 6000 Mann und führte 18 Geschütze gegen drei. Dazu war der Herzog Christian ein unerfahrener Führer gegenüber einem sieggewohnten Feldherrn. Da erbot sich der König Christian IV. von Dänemark, den Kurfürsten mit dem kaiserlichen Hofe auszusöhnen, und der königliche Schwiegervater, Jakob von England, that dasselbe. Darauf entließ der Kurfürst den Grafen von Mansfeld und den Herzog Christian aus seinen Diensten. Beide zogen nun durch Frankreich nach Holland.

Wir haben von dem Leben und den Thaten des Grafen Mansfeld, der in das Leben unseres Markgrafen eingriff, öfters geredet, wir müssen doch auch einen Blick auf sein Ende werfen. Nachdem er von Wallenstein besiegt war, reiste er, von zwölf Getreuen begleitet, kranken Leibes nach Ungarn. Bereits war er schon in Bosnien auf türkischem Boden angekommen, ohne wegen seiner Schwäche weiter gehen zu können, aber er entwarf neue Feldzugspläne zum Frühjahr, um Roms Macht zu brechen. Den 19. November 1626 begann schon der Todeskampf, die Gefährten umstanden sein Lager, ohne ihn

trösten zu können. Da erhebt er sich ganz unerwartet und begehrt seinen Harnisch und sein Schwert. „Es geht zum Scheiden“, sagte er, „tragt mich ans offene Fenster, daß mich noch einmal Morgenluft erquicke. Stehend will ich dem Herrn der Heerschaaren meine Seele zurückgeben.“ Von zwei Offizieren gestützt, schritt der Sterbende zu dem geöffneten Fenster, sein Blick haftete auf den Strahlen der Morgensonne. „Seid einig, haltet mannhaft aus!“ Das waren seine letzten Worte. So verschied er am 20. November in dem besten Mannesalter von 46 Jahren. Den Leib begleiteten seine Freunde nach Spalatro in Dalmatien. Kein Grab, kein Denkmal läßt sich auffinden.

Dem Markgrafen Georg Friedrich blieb nichts anderes übrig, als seine Truppen zu entlassen. Inzwischen war eine feindliche Armee von 12,000 Mann in die Markgrafschaft und ins Elsaß eingerückt. Bayerische, polnische, ungarische und allerlei andere Völker überschwemmten die untere Markgrafschaft und verheerten durch Sengen und Brennen, Morden, Rauben und Plündern das Land aufs Erbärmlichste. Der regierende Markgraf Friedrich V. flüchtete sich mit seiner ganzen Familie zu den Verwandten nach Stuttgart, der Markgraf Georg Friedrich aber zog sich mit ganz wenigen Personen in sein Schloß Hochburg zurück. Er hatte diese Festung auf das Stärkste befestigt und mit einem Kriegsvorrath gut versehen, so daß der Feind nicht wagte, die Festung zu belagern. Der unglückliche Kurfürst Friedrich verlor aber sein ganzes Land, nachdem Tilly auch Heidelberg und Mannheim erobert hatte.

Ehe Georg Friedrich seine Burg bezog, hatte er dem Pleickard von Helmstadt befohlen, das noch übrige Geschütz, sowie alle Kriegsgeräthschaften nach Schröck zu verbringen, damit sie von dort in die markgräflichen Lande geschafft würden. Auch verlangte er von ihm, daß er mit den Soldaten abrechnen sollte, denn er wolle alle vollkommen zufrieden stellen. Alle diese Vorsorge, welche gut gemeint war, erwies sich als vergeblich, denn die feindlichen Truppen waren bereits, wie wir gehört, ins Land gedrungen und hausten ärger, wie die Türken. Was den Markgrafen aber am meisten betrübte, war der Verlust der Markgrafschaft Baden-Baden, welche sein Bruder Ernst und er schon so lange besessen hatten. Der Kaiser

Ferdinand II. dictirte einfach, daß die ganze obere Markgrafschaft mit Ersetzung alles Schadens und Erstattung aller Nutzungen den Eduardischen Kindern abgetreten werde.

Wir können es begreifen, daß der Markgraf nicht bloß diesen Verlust für sein Haus, sondern die Greuel und Scheuel, welche die fremden Völker verübten, aufs Schmerzlichste empfand. War es doch sein Heimathsland, das Land seiner Väter, das Land, welches er so lange im Segen regiert hatte. Und wir wissen, daß in ihm ein landesväterliches Herz schlug.

17.

Einzelne Lichtpunkte am dunkeln Himmel.

Als die Markgrafschaft verwüstet wurde, hatte sich Georg Friedrich mit seiner Gemahlin nach Genf zurückgezogen. Genf war bekanntlich streng calvinisch, unser Markgraf aber hielt fest an der evangelisch-lutherischen Lehre und ließ in seiner Wohnung von seinem Prediger den Gottesdienst für sich und seine Leute halten. Als es bekannt wurde, stellten sich viele Deutsche und andere Fremde dabei ein. Der Stadtrath verlangte nun, daß der Markgraf die fremden Leute von seinem Privatgottesdienst zurückweisen möchte. Der Fürst befolgte nicht diese Weisung, sondern blieb das ganze Jahr 1625 bei seinem bisherigen Verhalten. Weil der Rath aber seine Vorstellung einige Male wiederholte, so verließ der Fürst im Februar 1626 Genf und begab sich nach Tonnon, wo ihm der Herzog Karl Emanuel von Savoyen seinen Gottesdienst erlaubte.

In dieser Zeit geschah es, daß König Karl I. von England an den Markgrafen einen Brief richtete, in welchem er ihm die Vollmacht ertheilte, auf königliche Kosten 4000 Mann Infanterie und 1000 Mann zu Pferd zu werben. Der König hatte mit Recht ausgesprochen, daß die deutsche Freiheit wieder hergestellt, die unterdrückten Bundesgenossen vertheidigt, der Pfalzgraf Friedrich V. wieder eingesetzt werden müsse. Zugleich versprach er ihm, keinen Frieden abschließen zu wollen, ohne daß der Markgraf in demselben mit eingeschlossen sei. König

Karl hatte sich mit dem König Christian IV. von Dänemark in das ernstliche Benehmen gesetzt, wider den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen. Er schrieb dem Dänen, daß der Markgraf nächstens mit 16—20,000 Mann in der Pfalz oder im Elsaß einrücken werde. Wir kennen den Markgrafen viel zu gut, als daß wir nicht vorher wissen könnten, mit welcher Begierde er diesen Antrag angenommen haben werde. War er doch von jeher ein kriegslustiger Fürst. Doch viel tiefere Gründe beherrschten ihn, die deutsche Freiheit, die der Kaiser unterdrückt hatte, das Unrecht, welches er dem Kurfürsten Friedrich V. angethan hatte, besonders aber die Unterdrückung der evangelischen Kirche ließen ihn das Anerbieten mit Freude ergreifen. Der Dänenkönig hatte den alten Grafen Thurn, welchen wir von Böhmen her kennen, sowie unsern Markgrafen zu Führern seiner Armee berufen. Der Markgraf hatte das Oberkommando. Ich denke, daß es dem Markgrafen bekannt war, daß König Christian bereits die Schlacht bei Lutter am Barenberg verloren hatte und auf seiner Flucht kaum der Gefangenschaft entgangen war. Er war ein eigensinniger, selbstherrlicher Fürst, welcher den Rath wohlwollender und verständiger Männer nicht annahm. So hatte ihn sein tüchtiger General Fuchs vor der Schlacht von Lutter entschieden gewarnt. Trotz seiner Niederlage, die ihm der siegreiche Tilly beigebracht hatte, machte er während des Winters 1626 auf 1627 neue Anstrengungen. Mit eigenem, französischem und englischem Gelde warb er ein Heer von 30,000 Mann zusammen. Unser Markgraf hatte Brandenburg zu decken, konnte sich aber gegen den Herzog Georg von Lüneburg nicht halten. Der König kam ihm zwar zur Hülfe, mußte sich aber auch vor dem Herzog zurückziehen und that das so rasch, daß er beim Besteigen eines Elbeschiffes in den Fluß stürzte und kaum vom Tod des Ertrinkens gerettet wurde. Auch der Markgraf mußte sich nach Holstein zurückziehen, wohin der König bereits geflohen war. Der Markgraf wollte sich mit der übrigen dänischen Armee vereinigen, welche jedoch nur noch zerstückelt war. Wallenstein hatte gegen ihn seinen General, den Grafen Schlick, mit dem rechten Flügel seines Heeres gesendet. Derselbe rieb am 24. September 1627 bei Oldenburg das ganze Corps des Markgrafen auf. Nur mit knapper Mühe entkam der Markgraf mit dem Herzog

Bernhard von Sachsen-Weimar und einigen anderen hohen Offizieren.

Wir haben vorhin Wallenstein erwähnt, er war der bedeutendste kaiserliche Feldherr im dreißigjährigen Kriege. Geboren den 15. September 1583 zu Hermanic in Böhmen, verlor dieser Albrecht Wenzeslaus Eusebius frühe seine Eltern. Er war noch nicht 12 Jahre alt, starb sein Vater. Seine Eltern waren gut lutherische Christen. Leider hatte ihn ein Verwandter in das Jesuitencollegium zu Olmütz gethan, wo er durch Betreibung der Jesuiten seinen väterlichen Glauben verleugnete und römisch-katholisch wurde. Nachdem er große Reisen gemacht hatte, studirte er noch zu Padua und Bologna besonders Mathematik, Astrologie und Kriegswissenschaften. Er war aber ein ganzer Soldat und leistete als solcher Bedeutendes gegen die Türken und die Venezianer, so daß er zum Oberst ernannt und in den Grafenstand erhoben wurde. Von einem Oheim erbte er 14 Güter und durch eine reiche Heirath hatte er schon ein so bedeutendes Vermögen gesammelt, daß er bereits im böhmischen Kriege ein Kürassierregiment auf eigene Kosten auszurüsten im Stande war. Damit unterwarf er Mähren und kämpfte in Ungarn gegen Bethlen Gabor. Sehr erfreut darüber schenkte ihm der Kaiser Ferdinand die Herrschaft Friedland und erhob ihn in den Fürstenstand. Von dem Kaiser kaufte er mehr als 60 Güter, die den böhmischen Protestanten entrissen waren, um einen Spottpreis. Sein maßloser Ehrgeiz und seine ebenso maßlose Habsucht wurden dadurch genährt. Aber von Stufe zu Stufe stieg er erst recht, als ihn der Kaiser zum Feldherrn für Deutschland mit ausgedehnten Vollmachten ernannte. In kurzer Zeit hatte sich um seine Werbefahnen ein beträchtliches Heer gesammelt, weil er das Verdienst reichlich belohnte. Seine Erscheinung hatte etwas Unheimliches, ich möchte sagen, etwas Dämonisches. Eine lange hagere Gestalt mit kurzem, schwarzem Haar, scharlachrothen Hosen und rothem Mantel, mit einem ledernen Wams, spanischem Halskragen und einem Klapphut mit rother Feder trat er mit argwöhnischem Blicke auf. Wir können seine Lebensgeschichte hier nicht behandeln, nur so viel sei hier bemerkt, daß sein Tod ein schauerlicher war. Sein Kaiser hatte die Genehmigung dazu ertheilt. Das war der Dank für Wallensteins Thaten, und

die 3000 Messen, die er für ihn halten ließ, löschten den Undank nicht aus.

Einem solchen mächtigen Feldherrn und dem Sieger Tilly siegreichen Widerstand zu leisten, war eine schwierige Aufgabe, welcher unser Markgraf bei der verfahrenen Lage, in welcher er das dänische Heer fand, nicht gewachsen war. Der König Christian, welcher bei unglücklichen Ereignissen die Schuld auf Andere schob, setzte ein Kriegsgericht nieder, und vor demselben sollte Georg Friedrich erscheinen. Als Grund seiner Weigerung, sich vor demselben zu vertheidigen, berief er sich auf seine Stellung eines Reichsfürsten, wies jedoch schriftlich nach, daß er an dem Mißlingen seines Auftrages keine Schuld trage. Er begab sich jetzt nach Straßburg, wo die Markgrafen ein Haus besaßen, bekannt unter dem Namen Drachenfels, nicht weit von der St. Nikolausbrücke. Hier lebte er in der Stille und vertauschte seinen Wohnsitz hie und da mit Basel, wo er auch ein Haus besaß, und mit Genf. Sein Geschäft war, gute, christliche Bücher zu studiren. Seine Bibliothek hatte deren eine schöne Reihe. Die großen Theologen der lutherischen Kirche, die noch jetzt in der Landesbibliothek vorhanden sind, kannte er genau in ihren Werken. Was aber seinen Geist ganz besonders beschäftigte, war das Studium der Heiligen Schrift. Wie man aus seiner noch vorhandenen Handbibel ersieht, hat er sie 58 Mal ganz durchlesen, und brachte es beim 59. Male bis zum Beschluß des Psalters. Durch diese Lektüre stärkte er sich und die Seinigen bei den vielen Trübsalen, die er zu durchkosten hatte.

Wir haben bei der Ueberschrift des Kapitels von Lichtpunkten am dunkeln Himmel geredet. Heller kann ein Lichtpunkt nicht sein, als Gottes liebes Wort, in dessen Lichte wir das Licht sehen. Dunkelheit hervorzubringen, dazu war man in der Hofburg zu Wien eifrig bemüht, denn die evangelische Kirche mit ihrem reinen Gotteswort auszurotten, war das Ziel. Dahin gehört besonders das Restitutions-Edict. Das Edict bestimmte, daß alle unmittelbaren eingezogenen Stifter sollten wieder mit katholischen Prälaten bezogen werden; die katholischen Reichsstände sollten das Recht haben, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen oder im Weigerungsfalle aus dem Lande zu entfernen; der bekannte Religionsfriede sollte nur den Katholiken und den Anhängern der unveränderten Augs-

burgischen Confession gelten. Das unglückselige Edict wurde von dem Kaiser 1629 unterzeichnet und trug hauptsächlich dazu bei, daß der schmähliche Krieg verlängert wurde und es zu keinem annehmbaren Frieden kommen konnte. Wie schwer mag die Ausführung des Edictes den Markgrafen und seinen regierenden Sohn Friedrich V. betrübt haben! Da erschien auf einmal ein heller Stern am Horizonte unseres tief gedemüthigten, am Boden liegenden Deutschlands. Es war der Schwedenkönig Gustav Adolf, einer der größten Feldherren der Weltgeschichte, und ein Fürst, der seines Gleichen sucht, aber alle seine äußeren und geistigen Eigenschaften waren geheiligt durch seine aufrichtige Liebe zum Evangelium. Mit hohem Ernste verband er eine Liebenswürdigkeit, welche alle bezauberte, die mit ihm in Berührung kamen. Im Mai 1630 rief er die Stände seines Reiches zusammen. In der Rede, welche er an dieselben hielt, gab er als Grund, der ihn in die Waffen getrieben habe, die Unterdrückung seiner evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland an. Mit Thränen in den Augen rief er ihnen ein herzliches Lebewohl zu mit den ahnungsreichen Worten: „Vielleicht sehen wir uns jetzt zum letzten Male!" Mit 15,000 kriegsgeübten Schweden landete er an dem Tage, an welchem 100 Jahre vorher das augsburgische Glaubensbekenntniß vor Kaiser und Reich übergeben worden war, auf der Insel Usedom. Nach der Landung sank der König im Angesicht seines Heeres auf seine Kniee und dankte Gott mit lautem Gebet für die glückliche Ueberfahrt und bat um Segen für sein Unternehmen, das er zur Ehre Gottes und zum Trost der bedrängten Kirche unternommen habe. Die Soldaten und Offiziere um ihn herum tröstete er mit den Worten: „Weinet nicht, sondern betet von Grund des Herzens; je mehr Betens, je mehr Sieg, denn fleißig gebetet ist halb gestritten und gesiegt!" Das war ein Mann nach dem Herzen unseres Markgrafen Georg Friedrich und seines Sohnes Friedrich. Obgleich der Erzähler dieses innerlich sich versucht fühlt, den Heldenzug Gustav Adolf's im Einzelnen beschreibend zu begleiten, so muß er doch davon abstehen. Die zwei bedeutendsten Feldherren des dreißigjährigen Krieges, Tilly und Wallenstein, die fast immer gesiegt hatten, standen ihm gegenüber, mußten ihn aber zu ihrem Schrecken als den Meister kennen lernen. Die protestantischen Fürsten

drangen gleich im Anfang der Landung Gustav Adolf's in den Kaiser, das verhaßte Restitutionsedict wieder aufzuheben. Der Kaiser berief nach Regensburg einen Kurfürstentag, auf dem er in Beziehung auf Gustav Adolf geäußert haben soll: „Ein Feindl mehr!“ Auf diesem Reichstag wurde er genöthigt, den Wallenstein zu entlassen. Der Schwede drang siegreich vorwärts, und was Tilly gewünscht hatte, sich mit Gustav Adolf zu messen, das geschah am 17. September 1631 in der berühmten Entscheidungsschlacht bei Leipzig, in welcher Gustav Adolf durch eine neue von ihm erfundene Schlachtordnung und durch die Tapferkeit seiner Schweden den Tilly aufs Haupt schlug. Den Ruhm seiner Unbesiegbarkeit hatte Tilly nun zu seinem Schmerze verloren. Ganz Deutschland stand jetzt dem Schweden offen, und der Kaiser hatte fast alle Vortheile des Krieges eingebüßt. Die protestantischen Fürsten erhoben ihr Haupt und drangen auf die Erfüllung ihrer Begehren, besonders auf Abschaffung des Restitutionsedictes. Der Markgraf Friedrich V. machte dem Könige in Mainz seine Aufwartung und wurde mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen.

Gerade um diese Zeit hatte die Markgräfin von Baden einen Prinzen geboren. Als der Markgraf den König bat, der Taufpathe des Prinzen zu sein, nahm derselbe die Bitte wohlwollend auf und schickte den Grafen Stolberg ab, seine Stelle bei der heiligen Taufhandlung zu vertreten. So lange die Schweden am Rheine und im Elsaß die Oberherrschaft hatten, genoß der Markgraf die erwünschte Ruhe in seinen Landen. Der Siegesheld Gustav Adolf drang immer weiter vor, endlich stand er am Lech in Bayern dem alten Tilly gegenüber, Tilly mußte vor der Uebermacht weichen, da zerschmetterte ihm eine Kugel das rechte Bein über dem Knie, man mußte ihn in einer Sänfte nach Ingolstadt hineinbringen, wo er am letzten April 1632 starb. Ehe „der alte Corporal“, wie ihn Gustav Adolf zu nennen pflegte, starb, hatte der Markgraf Christoph, der jüngste Sohn Georg Friedrichs, vor Ingolstadt sein Leben eingebüßt. Wir haben schon früher erzählt, wie hoch der König ihn schätzte, und er war wohl auch als der jüngste seiner Prinzen dem Vater ans Herz gewachsen. So tief ihn auch die Todeskunde berührte, so faßte er sich doch alsbald, weil er gehört hatte, daß der König, an dessen Leben

so viel hing, unverletzt geblieben war. Aber Georg Friedrich, welcher nach den Siegen Gustav Adolf's seine Heimath und die Seinigen wieder sah, mußte noch den Schmerz erleben, daß der große Schwedenkönig sein Leben in der Schlacht bei Lützen eingebüßt hat. Dies Mal stand er Wallenstein gegenüber. In seiner Noth hatte der Kaiser den Wallenstein mit unbeschränkter Vollmacht wieder so angestellt, daß, wie Jemand sagt, der Diener zum Herrn, und der Herr zum Diener wurde. Als die Nebel am verhängnißvollen Tage von Lützen gesunken waren, bliesen die Trompeter das kostbare geistliche Kriegslied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Das Heer sank auf die Kniee zum Morgengebet und sang aus vollem Herzen den 67. Psalm. Der König ritt durch die Reihen und munterte die Truppen zum tapfern Kampfe auf. Mit erhobenem Blicke zog er das Schwert und rief: „Nun walt's Gott! Herr Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu Deines Namens Ehre!“ Siegreich drangen seine Soldaten gegen die Kaiserlichen vor, aber ach, der Held Gustav Adolf verlor tödtlich verwundet das Leben. Der Herzog Bernhard von Sachsen jedoch rief die Schweden zur Rache auf, und diese stürzten so wüthend auf den Feind, daß derselbe in wilde Flucht gerieth. Auch Wallenstein hatte also seinen Meister gefunden.

Daß das ganze protestantische Deutschland über Gustav Adolf's Tod tief bestürzt war, aber Kaiser Ferdinand an allen Orten ein Te Deum anstimmen ließ, begreifen wir. Wenn Gustav Adolf nach der Kaiserkrone gestrebt hätte, wie man ihm oft vorgeworfen hat, so wäre das gar nicht zu beklagen gewesen. Jedenfalls wäre er ein besserer Kaiser gewesen, als die damaligen Habsburger. Dem Christen aber geziemt es, sich immer in die Wege Gottes zu schicken, wie der Tod Gustav Adolf's für Deutschland ein solcher Weg war. Des Elendes und Jammers war noch nicht genug für Deutschland, und namentlich für unsere Markgrafschaft und Württemberg. Am 6. und 7. September 1634 verloren die Schweden die Schlacht von Nördlingen. Der Sohn des Kaisers, König Ferdinand III., hatte durch seinen Feldherrn Gallas die Schlacht gewonnen. Wie eine Sündfluth ergossen sich nun die Kaiserlichen über Franken, Schwaben, mordend und raubend. Viele hatten sich im Winter darauf in den Wäldern unter dem Schnee verborgen. Sie wurden von den Soldaten mit Spürhunden

aufgesucht. Damals lebte in Pforzheim der Amtskeller Kaspar Maler. Er hatte eine alte Mutter, welche sich vor der Grausamkeit der Feinde sehr fürchtete und gerne in Sicherheit ihre Tage beschlossen hätte. Was that der liebe Sohn? Er setzte sie auf ein kleines Wägelein und mit seinen Geschwistern zog er sie bis an den Rhein und von da nach Landau.

Wie der Herzog von Württemberg nach Straßburg floh, so that auch der Markgraf Friedrich, welcher aller seiner Länder beraubt wurde. Theils in Straßburg, theils in Basel lebte er mit dem Hofe. Wie würde sich der alte Markgraf über seine Pforzheimer gefreut haben, wenn er es noch erlebt hätte, was uns Vierordt in seiner badischen Kirchengeschichte von ihnen erzählt. Die Bayern hatten ja das Markgräfler Land besetzt und herrschten daselbst mit List und Gewalt. Ein Untervogt wollte sie zwingen, am Fronleichnamsfeste im Gottesdienste zu erscheinen und drohte den Widerspenstigen mit Geldstrafen. Gericht und Rath sammt 24 Zünften versammelten sich an dem Fronleichnamsfest, um über das Anmuthen der Regierung abzustimmen. Der Bürgermeister Georg Weber erklärte, wie auch alle Uebrigen, daß sie dem Kurfürsten von Bayern in allem Erdenklichen Gehorsam leisten wollen, doch „diese Sach, welche die Gewissen und Seelen betrifft", fuhr der Bürgermeister fort, „ist von der Art, daß ich wenigstens von der Religion, die ich mein Leben lang bekannt habe, mich nimmermehr zu trennen gedenke, und sollte ich auch alles Zeitliche darob einbüßen". Ein Rathsherr, Joachim Bueb, erklärte: „Was diesen Handel berührt, so wird kein Mensch in der ganzen Welt mich in meinem 71. Lebensjahr zu einem anderen Glauben abtreiben, ... rund, in die katholische Kirche laß ich mich nit zwingen, ob es mich auch das Leben koste". In ähnlicher entschiedener Weise redeten noch mehrere der Versammelten. Auch die sämmtlichen Zünfte erklärten entschieden, lieber Alles zu leiden, als sich in die katholische Kirche zwingen zu lassen. Hätte der alte Markgraf das erlebt, so würde er gewiß gesagt haben: Das sind meine treuen Pforzheimer, gleich den Pforzheimern von Wimpfen. Er war aber schon am 14. September 1638 alt und lebenssatt an einem Fieber zu Straßburg heimgegangen. Ich glaube mit manchen Andern, daß er zuerst im Münster zu Straßburg beigesetzt worden ist und vielleicht

nachher an einen anderen Ort gebracht wurde. Auf seinem Sarg stand in lateinischer Sprache Folgendes: „In diesem Sarge liegt dem Leibe nach der weiland durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich, Markgraf zu Baden und Hochberg ꝛc., ein großmüthiger Held, ein sehr andächtiger Verehrer der Frömmigkeit, ein sehr standhafter Vertheidiger der reinen Religion der Augsburgischen Confession und der deutschen Freiheit, welcher durch Tugend (das war sein Wahlspruch) sowohl im Krieg, als im Frieden sich Ruhm erworben, ein sehr tapferer Feldherr, in der Erkenntniß der Wissenschaften und der Sprachen, die er sich durch seine vielen Reisen erworben, unvergleichlich, mit unzähligen Trübsalen überhäuft, niemals gebrochen, mit einem Wort ohne Schmeichelei eine Krone der Fürsten. Er war geboren zu Karlsburg im Jahr 1573 den 30. Januar. Er regierte einen Theil der Markgräflichen Lande mit seinen Herren Brüdern elf Jahre und alle Lande zusammen 18 Jahre. Er hat gelebt 65 Jahre, 7 Monate, 15 Tage und ist gestorben zu Straßburg den 14. September im Jahr 1638, dessen Seele lebt in Gott."

18.

Zwei Kleinodien.

Diese Kleinodien verdanken wir unserm Markgrafen, sie sind es werth, daß wir sie uns ansehen und uns daran erfreuen. Das eine Kleinod ist sein Testament, das andere sein Zeugniß wider Kaiser Ferdinand II. Schon am 17. November 1615 machte er in seinem Schloß Karlsburg sein Testament in 42 Artikeln, von welchen wir nur etliche hervorheben wollen. Im 1. Artikel erklärte er alle Testamente, die er vorher gemacht hatte, für ungültig. In Artikel 2 empfiehlt er seinen Prinzen und Nachfolgern, bei der evangelisch-lutherischen Religion fest zu bleiben. Im Artikel 7 erklärte er: Sollte eine verwittwete Markgräfin sich wieder vermählen oder zu einer anderen Religion übertreten, so sollen die Prinzessinnen an den Hof des regierenden Markgrafen gebracht und in der evangelisch-lutherischen Religion erzogen werden. Artikel 8. Auf die

Erhaltung und Verbesserung des Gymnasiums zu Durlach und der Schule zu Sulzburg soll sorgfältig gesehen werden. Artikel 11 erklärt, daß die badischen Lande zu ewigen Tagen nicht mehr getheilt, sondern von Einem Herrn regiert werden sollen. 12. Das Recht der Erstgeburt soll allein gelten. 13. Der regierende Fürst soll sich in seiner Regierung nach den Verordnungen der Vorfahren richten. 14. Der regierende Markgraf soll allein alle Beschwerden und Abgaben tragen. 15. Wenn der regierende Markgraf in dem 26. Jahr seines Alters sich noch nicht vermählt oder nach einer fünfjährigen Ehe keine männlichen Erben haben würde, so soll der nächste Erbe sich verheirathen, und wenn dieser es nicht thun würde, so soll es in Jahresfrist der folgende Erbe thun. Uebrigens soll allen Prinzen des fürstlichen Hauses freistehen, sich zu vermählen, doch mit Genehmigung des Landesherrn. 16. Alle Prinzen des fürstlichen Hauses sollen denselben Titel führen, dessen sich der regierende Fürst bedient. In den Artikeln 17 bis 28 spricht sich das Testament über die Nutznießung der Prinzen ausführlich aus. 29. Den Prinzen wird aufgegeben, sich guter und wahrhaft fürstlicher Sitten zu befleißigen und die Schulden zu bezahlen. 31. An der evangelisch-lutherischen Religion soll festgehalten, und der regierende Fürst, welcher dieselbe verlassen würde, der Regierung entsetzt werden. 32. Die Juden sollen aus allen badischen Landen ausgetrieben und niemals wieder in dieselben aufgenommen werden. 33. Die Geheimen Räthe sollen jederzeit der evangelisch-lutherischen Religion zugethan sein. Die Verwaltung der Justiz, die Ein- und Absetzung der Dienerschaft und der Prediger soll von dem Geheimen Rath besorgt werden. 34. Der älteste Prinz, sowie der zweite sollen täglich den Collegien, besonders dem Geheimen Rath beiwohnen. 36. Die Prinzen sollen bis ins 25. Jahr, die Prinzessinnen aber bis zur Vermählung unter der Vormundschaft stehen. 40. Die unter den Erben entstehenden Streitigkeiten sollen durch Schiedsrichter beigelegt werden. Uebrigens machte er die Prinzen zu beständiger Beobachtung dieses Testamentes verbindlich.

Das andere Kleinod ist sein Zeugniß wider den ungerechten Kaiser. Er ließ es im Jahr 1631 in Genf drucken. Aus Jesus Sirach 4, Vers 33 setzte er oben an die bekannten Worte: „Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich

streiten". Folgende Vorrede geht voraus: „Wir Georg Friedrich von Gottes Gnaden und Markgraf zu Baden und Hochberg, Landgraf 2c., entbieten allen und jeden Kurfürsten und Ständen des römischen Reiches Unsere willigen Dienste, auch günstige und gnädige Grüße, und fügen denselben hiermit zu wissen: Nachdem sich in Unserem geliebten Vaterland deutscher Nation nun leider eine geraume Zeit solche schädliche nnd verderbliche Neuerungen und Drangsale erhoben, denen Wir als ein Fürst und Stand des Reichs, soviel Uns immer möglich neben Anderen, zu remediren Uns billig beflissen; welche Unsere wohlgemeinte Absicht gleichwohl der Allerhöchste zweifelsohne wegen unserer großen, vielfältigen Sünden und aus seiner allezeit gerechten Vorsehung nicht also segnen wollen, wie wir verhofft, sondern seinen Zorn noch länger zu erzeigen sich gefallen lassen, als haben Wir (in Ansehung wir zuvor wohl erachten können, daß wir vielen ein schlecht Gefallen daran gethan haben würden) allzeit gewartet, ob Jemand Uns deshalb besprechen oder solchen Unserer wohlgemeinten und nothwendigen Berufsaktiones gegen Uns ahnden würde, demselben je der Gebühr nach zu begegnen. Es ist Uns aber bis in das vergangene Jahr nichts dergleichen vorgekommen; darum Wir auch für unnöthig gehalten, Uns öffentlich darüber vernehmen zu lassen, sondern jederzeit verhofft, es würde die Zeit selbst endlich den Grund der Wahrheit, wie Wir dessen noch gewiß sind, an das helle Tageslicht bringen. Was Uns aber nunmehr wider Unseren Willen die Feder anzusetzen gedrungen, werden Ew. Liebden aus beigedrucktem Schreiben mit 1 und 2 zu sehen haben. Welches Wir zwar lieber unterlassen, wo Uns nicht die Handhabe Unserer (ohne eiteln Ruhm zu melden) wohlhergebrachten fürstlichen Reputation und dann die unerhörte Drangsal so vieler tausend ehrlicher Cavaliere dazu genöthigt. Verhoffen deswegen, daß Ew. Liebden solches nicht allein zum Besten aufnehmen, sondern ein Jeder an seinem Ort dahin bedacht sein werde, damit die Unschuldigen unverhört nicht verdammt, ab executione nicht angefangen, sondern vielmehr die alte, so theuer erworbene und so viele hundert Jahre von Unseren hochlöblichen Vorfahren erhaltene deutsche Freiheit, so nächst Gott auf die Reichsherkommenheiten gegründet, erhalten und auf die liebe Nachwelt fortgepflanzt werden möge. Daran thun Ew. Liebden ein gut,

billig, löblich nnd deutsch Werk, machen ihnen einen unsterblichen Namen; und Wir sind es um dieselben dienst- und freundlich zu beschulden, auch respektive mit günstigem und gnädigem Willen zu erkennen, jederzeit geneigt. Datum Genf den 8. Februar 1631.

1.

Aller durchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster römischer Kaiser! Ew. Kais. Majestät seien Meine aller unterthänigsten, gehorsamsten und ganz willigen Dienste jederzeit besten Fleißes zuvor. Allergnädigster Kaiser und Herr: Mir ist glaubwürdig und, wie leicht zu erachten, nicht ohne höchst empfindliche Schmerzen fürkommen, daß Ew. Kais. Maj. im jüngst verflossenen Jahrs gehaltenen Convent zu Regensburg in Dero gethanen Proposition Mich nicht allein einen Rebellen tituliren, sowohl auch deren ehrlichen, rittermäßigen Personen, die Mir in Meinen Kriegsexpeditionen treulich gedient, ein Verzeichniß zu dem Ende machen lassen, damit sie als Rebellen, wie sie und Ich in eben demselben Verzeichniß genannt, mögen gestraft und ihre Güter confiscirt werden. Wenn aber zuvorderst vor Gott dem Herzenskündiger Ich Mich eines solchen (Ihm sei darum ewig Lob) und in Meinem Gewissen unschuldig weiß, also kann Ich Mir andere Rechnung nicht machen, als daß Solches von Meinen Mißgünstigen Deroselben mit Ungrund also vorgebracht werden. Bitte derhalben ganz gehorsamst, Ew. Kais. Maj. wolle solchen verkehrten und ihr eigen Interesse suchenden Leuten nicht allein keinen Glauben zustellen, sondern Mich solchen überaus beschwerlichen Verdachts Allergnädigst entheben; auch an gehörigen Orten Befehl ertheilen, ob gedachte Adlige und andere Personen bei dem Ihrigen ruhig und unperturbirt verbleiben zu lassen. Denn es ja ein hart Werk, sie meinetwegen zu executiren, da doch Ich, als der Prinzipal, nie darum gehört, oder wie im römischen Reich Herkommen (dazu Ich Mich jederzeit wo nöthig erboten haben will) judicirt und die Sachen erörtert worden.

Daran erweisen Ew. Kais. Maj. ein löblich, billig, kaiserlich Werk; und Ich begehre Solches die Tage Meines Lebens um Ew. Kais. Maj. (die der Allmächtige bei guter Gesundheit, friedlicher Regierung und allem Guten lange Zeit zu erhalten

geruhe) gehorsamst zu verdienen; und thue Ew. Kais. Maj. zu Dero Kais. Gnaden Mich ferner allerunterthänigst gehorsamst empfehlen. Datum Genf 25. Januar 1631.

Ew. Kais. Maj.
Gehorsamster
Georg Friedrich, Markgraf zu Baden.

2.

Unser freundlicher Dienst, auch was Wir mehr Liebs und Guts vermögen, allezeit zuvor: Hochgeborner Fürst, freundlicher lieber Herr Vetter, Bruder und Gevatter!

Was an die römische kaiserliche Majestät Wir nothwendig gelangen lassen müssen, haben Ew. Liebden aus beigelegter Copie zu sehen. Nun hätten Wir ein Solches gleichfalls an das löbliche kurfürstliche Collegium übersendet, wenn Uns nicht etliche wichtige Respekt daran verhindert. Damit aber dies Orts aufs Wenigste geschehe, so viel möglich, als haben Wir ein Solches Ew. Liebden als unserer Religion verwandtem Kurfürsten zu dem Ende wollen zufertigen, damit Sie Dero Belieben nach solches Ihren Mitkurfürsteu communiciren mögen. Wie Wir Sie denn hierum ganz freundlich ersuchen, auch bitten, Sie wollen (weil Solches alles allein zum Haß unserer reinen Religion, wie auch dieselbe vollends zu unterdrücken und zu solchem unbilligen Krieg Geldmittel zu erpressen, angesehen) nicht zugeben, daß Wir und so viel tausend ehrliche Leute unverhört verdammt und mit solcher Unseren (ohne eiteln Ruhm zu melden) wohlhergebrachten Reputation unleidendlichen, ehrrührigen Titeln, erst in Unserem Alter unbillig beschwert werden. Wie Uns nun Solches zu besonderer Obligation gereicht, also erbieten Wir Uns hinwiederum, wo Wir Ew. Liebden einige angenehme Dienste und Freundschaft bezeugen können, Wir Uns dazu jederzeit so geneigt, als willig finden lassen wollen. Ew. Liebden damit Obacht, zu guter Leibsgesundheit und allem anderen selbstgewünschten kurfürstlichen Wohlergehen, Dero Liebden aber zu beharrlicher freundvetterlicher Affection Uns besten Fleißes empfehlend. Datum Genf 25. Januar 1631.

Ew. Liebden
Allerzeit Dienstwilliger Vetter, Bruder und Gevatter
Georg Friedrich, Markgraf zu Baden.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei, Darmstadt.

In gleichem Verlage sind vom gleichen Verfasser früher erschienen:

C. F. Winter'sche Buchdruckerei